

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1821)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruß des hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1821.

Da bin ich wieder! grad so bös so fromm,
So klug und dumm wie sonst; und kurz der
Alte;

Und eben d'rüm wohl weniger willkomm,
Weil ich die alten Tück' behalte.

„Nun wünsche wenigstens ein gutes Jahr!“

Ey, schönen Dank! das laß' ich bleiben.

Ihr werdet's doch im Alten treiben;

Und so bleibt alles wie es war.

Fa! könnte man mit Spott und Lachen,

Die Schurken fromm, die Narren klug,

Und alle Bösen besser machen,

Dann hätt' ich wohl — zu thun genug;

So küm' ein gutes Jahr Euch allen,
Auch ohne Wunsch vom lahmen Bott.

Geseht denn auch, ich llesse mir's gefallen,
Und wünscht' Euch hier auf Leben und auf
Tod,

Was nur zu wünschen ist; du lieber Gott!

Meint Ihr es stünde darum besser?

Und Euer Glück wär darum größer?

Laßt sehn! „Ein glücklich Jahr Euch allen.“

„Ey, schönen grossen Dank dir Bott!“

Nun! hat der Hungrige jetzt Brod?

Wird jetzt der Schwache minder fallen?

Der Zänker raust, — der Säurser saust;

E

Der Hudel hudelt, — der Dummkopf pudelt;
Der Lügner lügt, — der Schurk betrügt;
Und jeder Thor, — bleibt wie zuvor.
Und hierin liegt die Pestilenz,
Woran die meisten Menschen kranken,
Dass sie nicht in der Tugend Schranken
Einhergehn. Da hilft nicht Essenz,
Nicht Pulver, Trank, Lattwergen, Pillen,
Ach! Thorheit, Unverstand und Laster,
Die hellen weder Kraut noch Pflaster,
Gewünscht wird Gutes ja genug.

Gethan wird leider herzlich wenig.
Und ist ein Mensch nicht brav und klug,
So sey er Bettler oder König,
Er ist, glaubt meinem alten Kopf,
Trotz allem, doch ein armer Tropf.
So geht denn alles seinen Gang.
Ich hinke fort an meiner Krücke;
Ihr lauft, als wär Euch angst und bang,
Euch atemlos nach Euerem Glücke;
Doch merkt: man kann in vielen Sachen
Sich Glück und Unglück selber machen.

Etwas für die Leser des Hinkenden Boten.

Vor mehr als dreißig Jahren stand eine Geschichte im Hinkenden Boten, die viel Aufsehen erregte. Ein geiziger Müller sollte einem Schnitter, der, wie er meinte, zu viel essen möchte, gesagt haben: „Nun, nun deine Mühle geht streng!“ Der Schnitter soll ihm geantwortet haben: „Die Mühle kann wohl gehn, es ist Wasser genug darzu — in unserm Wein.“

Nun wusste plötzlich jedermann wen das anging; man nannte den Müller mit Namen, man zeigte mit Fingern auf ihn, und er — was that er? Er lachte und schwieg! Und daran that er recht, denn er war unschuldig, und die Geschichte war aus einem alten Buche, das vor mehr denn fünfzig Jahren gedruckt war. Wer war nun eigentlich der Narr im Spiel? Mich dünkt man

könnte das Deuten wohl lassen; besser noch wäre, man mache keine dummen Streiche, so kommt man nicht in den Kalender; das wäre gescheider, als dem armen Hinkenden Boten den Tüterlütü auf den Hals wünschen.

Brächt der Kalender nichts zum Lachen,
Nur lauter ernhaft gute Sachen,
So würden alle groß und klein,
Dem Büchlein Schimpf und Schande schrein.
Doch lasst mir nur das Deuten bleiben;
Ihr wisst doch nicht von wem wir schreiben;
Und macht ihr mir gar Streit und Zank
So geb Euch — jemand anders Dank.

Nachtigallen-Futter giebt man den Hühnern nicht.

Hans. Da hab ich ein schönes Buch.
Es heißt Kants Kritik der reinen Vernunft.

Bott. Schon gut! Aber hättet Ihr zuerst reine Vernunft gekauft, die Kritik wäre noch früh genug gekommen.

Christen. Aber da: die Mehrheit der Welten, das ist doch gewiß schön!

Bott. Recht schön! aber bis du zuerst deine Matten und Aecker, dann deine Gemeinde, dann das Oberamt, dann den Canton, dann die ganze Schweiz und sofort die ganze Erde genug kennst, kannst du wohl warten mit Orion, Sirius und Aldebaran.

Peter. Aber da: mein Musen-Almanach?

Bott. Fang du zuerst die Mäuse auf deinem Land und in deinem Speicher, und lerne dann einen richtigen Brief schreiben, ehe du solch Zeug liesest.

Alle. Der hinkende Bott bleibt doch immer ein unverschämter Bursche!

Eine Fabel.

Ein Fuchs der schon seit manchem Jahr Das Schrecken aller Hühner war; Den alle Gänse die ihn kannten Nur ihren bösen Teufel nannten. Der Fuchs ward alt, und matt und schwach, Und stieg nun an den Kopf zu henken Weil ihm trotz aller seiner Ränken Doch oft das Futter jetzt gebrach.
„Hm! sprach er da, bey meiner Ehr!
„Bin ich der alte Fuchs nicht mehr?
„Solls meiner List denn nicht gelingen
„Das dumme Vieh in's Garn zu bringen?
„Wohl auf denn Fuchs! und sey kein Tropf,
„Noch hast du ja den alten Kopf.“
Da findet der Schalk in einer Hütte
Im Wald, das Stück von einer Kutte,
Macht einen Pilgermantel draus
Und wandert nun von Haus zu Haus;

Seufzt über seine alten Sünden
Und läßt sich gar bussfertig finden:
Er ladet zu dem grossen Stein
Im Felde das Gestügel ein.

„Der Tod, spricht er, soll mich nicht finden
„Eh ich Euch alle meine Sünden
„Mit Thränen abgebetet hab,
„Ach! schaffet mir ein ruhig Grab.“
Man weiß ja leider das Gesicht
Stirbt eben auch vor Klugheit nicht;
Sie lassen also sich behören
Des Fuchsen Beichte anzuhören,
Und stellen zahlreich sich gar fein
Im Feld bey'm grossen Steine ein.
Der Fuchs fängt an mit frommen Mienen
Die allen wahr und aufrecht schienen.
Doch mitten aus der Rede flugs
Springt der vertrakte böse Fuchs
Ins dichteste Gestügel ein
Und beißt und knellt so Hals als Bein,
Er schafft sich manchen guten Braten,
Und lacht das ihm der Streich gerathen.
Merkt Euch: Art läßt ja nicht von Art,
Wie mancher das mit Leid erfahrt.

Etwas über Kinderzucht in älterer Zeit.

Der bekannte kurzweilige Pater Abram a sancta Clara schreibt 1722 folgendes: „Die Kinder kommen kaum aus der Wiege, so werden sie gleich geschmiert, geschnürt, geschmückt, gedrückt sc.; dieses alles geschieht damit sie einen geraden Leib erhalten. Nach diesem muß der Tanzmeister kommen; da wird der kleine Franzel unterrichtet in dem Tanzel, und die Jungfer Gredel tanzt ein Mennetel. Sodann meldet sich auch der Sprachmeister an, da müssen sie schon französisch plappern und schreien

oui, oui, wie die jungen Ferkel; und lernen die Compliment-Sprüch weit eher als die Artikel des Glaubens ic. ic."

Die bösen Vögel.

„Es sind doch keine schlimmere Vögel als die Agersten.“ So jammerte des alten Schulmeisters Frau; „da haben sie mir hurtig die Sefse vom Brunnentrog gestohlen.“ — Aber der Mann meinte; „Ich weiß Vögel, die sind viel schlimmer als die Agersten.“ — „Etwa die Spatzen? — Nein! Die Krähen? — Nein! — Die Kinderstahren. Nein! — Nun welche denn? — En die Spottvögel! die sind die schlimmsten! „So hat er gesagt, und der Hinkende Gott ist dabeigewesen, und hat eine Preise Marolo geschnupft, und sich ernc-sen; und der Schulmeister hat gesagt: „Zur G'sundheit Rudi!“

Auch ein Wort über Armut.

Soll mich wundern, ob es mit der Armut nicht bald besser wird, sagte der alte verständige Chorrichter zu mir. — Es sind da so viel Schriften über das Armenwesen eingangen; es müste alles nüt b'schüss'en wenns nicht bessern sollte. Oder was denfst du Gott, von der Sach? Es kommt sagte ich, aufs Probieren an; wenn einmal die Käre wieder so recht wüst thut, und alles zerreißen will, probiert ob ihr sie mit Papier verstopfen könnt. Vielmehr wird gegen die Armut nicht viel auszurichten sein; denn selbst da, wo unsreitse gegen sie etwas auszurichten wäre, da wollen viele nicht helfen, die da helfen könnten.

Da hat sich der Chorrichter b'segnet, und gemeint das sen freventlich geredet, und könnte

ich großen Verdruss davon haben. Ja wohl wenn man mich Unrecht versteht. — Aber wen meint ihr der helfen könnte und nicht will? Es ist das Volk selbst am allermeisten. Da hat mir der Chorrichter meine Pfiffe gestopft und mußt ich ihm meine Meinung sagen wie folget:

Wie das Volk selbst grossenthells an seiner Verarmung Schuld ist, davon will ich nachher reden. Vor Allem aus muß ich aber, um nicht unbillig zu seyn, einer Hauptursache gedenken, die zum Theil selbst die Folge unsers in vielen Hinsichten glücklichen, und in diesen Hinsichten betrachtet, gegen vormal's verbesserten Zustandes ist; wobei wir zugleich auch einsehn lernen, daß bey der Mangelhaftigkeit aller irdischen Dinge, unter gewissen Umständen auch das Beste das der Mensch thut, nachtheilig wirken kann, das soll uns dann auch besonders in unsern Urtheilen über Regierung und Regierende bescheiden machen, so daß wir eine Vollkommenheit die unterm Monde nicht möglich ist, auch von ihren bestgemeinten und einsichtvollsten Vorlehrungen nicht erwarten, und um des größern gewissen Guten willen, das sie dadurch bezeichnen und erreichen, das Zufällige, Einzelne oder Mehrere treffende, Unbeliebige und Widrige nicht einseitig aufsuchen, und zum Gegenstand unsers Tadels herausheben.

Diese Hauptursache der Verarmung ist, das außerordentliche Anwachsen der Bevölkerung, welche das Land mit Menschen erfüllt, und dieses Anwachsen röhrt größtentheils davon her, daß für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit des Volkes weit besser gesorgt ist als ehmals.

Einmal erstlich sterben verhältnismäßig weit weniger Menschen als sonst, an den

Blättern, deren Verherrungen durch die Impf-Anstalten verwehrt werden, pestartigen und ansteckenden Seuchen die von außen herein drohen, aber durch scharfe Grenzbewahrung ausgesperrt bleiben, an solchen die durch Witterung, Miswachs örtliche Be-schaffenheit ic. im Innern entstehen, wozegen aber eine aufgeklärtere thätigere zusammenwirkendere Gesundheits- und Ordnungspolizei alsbald arbeitet, an Vergiftungen und Hinrichtungen durch Pfuscher und Quaksalber, weil das überhaupt aufgeklärtere Volk sich ihnen weniger überließert; weil sie schärfer beobachtet und ihrem Unfug Einfalt gethan wird; weil hingegen für den erforderlichen Unterricht und die praktische Bildung von Aerzten für alle Theile des Landes, und daß es ihnen an den nöthigen Hülfsmitteln, Erleichterungen, Aufmunterungen in Ausübung ihres heilsamen Berufes, nirgends fehle, durch vortreffliche Vorlehrungen gesorgt ist. Somit können Pest, Seuchen ic. die sonst ganze Länder entvölkerten, uns wenig oder nichts anhaben; so können unzählige Eltern ihrer Söhnen und Töchtern, Leben, Gesundheit, Schönheit, vor der Wuth der Blättern in Sicherheit wissen, so wie Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin, so weiß der Reiche und Arme bey hinreichender tauglichen Aerzten, nun in tausend Fällen mehrere Hülfe, Rath, Erleichterung zu finden ic. Und ist dies nicht Glück? unsäglich viel Gutes, wer könnte wollen daß dem nicht so wäre? aber eben so muß die Bevölkerung auch zunehmen.

Sodann muß aber die Bevölkerung natürlicher Weise auch im Uebermaß anwachsen, weil je mehr Menschen, desto mehr auch Familien entstehen, die hinwiedrum durch ihre

Nachkommen in mehrere Weise sich ausbreiten, diese desgleichen, und so muß die Menschenzahl (nach geometrischem Verhältniß) in's Doppelte, Vierfache, Achtfache, u. s. w. fort und fort sich vermehren.

Die Bevölkerung nimmt bey uns überhand, weil andre Länder, jetzt selbst übervölkert, da sie sonst unsre Landleute in Scharen aufnahmen, jetzt auch der Ansiedlung des Einzelnen Schwierigkeiten in Weg legen, und im Gegenthell uns nunmehr lieber selbst die Ihrigen zuschicken.

Aber die Uebervölkerung nimmt auch darum überhand, und das gehört denn nun schon in's Kapitel der Schuld unsers Volks an seiner Verarmung, weil jeder kaum dem A B C erwachsene Bursche, auch der, der sich selbst nicht zu erhalten vermag, heirathen und Familie erzelen will, und auf dem Lande das Recht haben will zu Kilt zu gehen, unehliche Kinder zu zeugen, und somit eine Pflanzschule unglückseliger Geschlechter zu stiften.

Diese Uebervölkerung nun, dieses Anwachsen der Menschenzahl über alles Verhältniß zum Lande, ist also schon eine Hauptursache der allgemeinen Verarmung, weil das Land seine Grenzen nicht nach dem Maasse der Zunahme seiner Bewohner ausdehnt, weil die Fruchtbarkeit des Bodens nicht gleich derjenigen der Menschewelt sich verdoppelt, vervierfacht, verachtfacht ic. sondern höchstens in arithmetischem Verhältniß (wie 1 2 3 4) eine Zeitlang zunehmen kann; weil der Fleck, der sonst in seinem höchsten Ertrage zehne versorgte, hunderten nicht zu entsprechen vermag, weil ein Familiengut, das für zwey Erben hinreicht, unter zwanzig versplittet ihrer Leinem genügt, weil zu allen Erwerbs-

quellen zu viele die daraus schöpfen wollen, sich hinzudrängen, weil alle Begangenschaften alle Handwerke übersezt, und die besten Gewerbe nicht genugsame Arbeit, folglich auch nicht genugsame Verdienste gewähren.

Die Armut nimmt überhand, und das gehört dann wieder ins Kapitel der Ursachen die größtentheils von aussen herein wirken, weil so viele Erzeugnisse des Kunstfleiss die Tausenden Brod schaften, keinen Absatz mehr finden, und der Handel gelähmt und halb schon vernichtet ist; indem der schweizerische und deutsche Fabrikant es nicht gegen die Engländer aushalten kann, deren Erfindungen, Spinnmaschinen ic. ic. sie vermittelst zwey bis vier Händen ausrichten lassen, was sonst die Anstrengung von fünfzig bis hundert Menschen erheischt, weil dies mächtige, verstand- und geldreiche, spekulirende, thätige, gewinnbegierige Volk, grosse Summen aufopferte, um sich allein die Märkte überall offen zu halten, und seine Waaren bis es diesen Zweck erreicht haben würde, so wohlfeil loschlug, daß der Schweizer, der Deutsche, um die seine an Mann bringen zu können, sie hätte so gut als umsonst geben müssen, also von weiterer Arbeit abgeschreckt ward, weil ferner unsre Nachbarstaaten, Frankreich, Deutschland, Oestreich, Italien ic. um dem eigenen Gewerbefleiss aufzuhelfen, ihr Geld zu behalten, und aus ihrem eignen Boden, was sie sonst von uns laufen müsten, zu ziehen, die schweizerischen Kunstfleiss-Verfertigungen (Fabrikate) Leinwand, Wolltücher, Uhren ic. wie die Erzeugnisse des Bodens, Käse, Wein entweder gar nicht mehr einzulassen, oder doch den Eintritt, ja selbst den Durchpaß mit so hohen Gebühren belegen, daß aller Gewinn

für uns aufhört, und was dabei zu verdienen wäre, Ihnen zufällt.

Die Armut nimmt überhand, und das nun durch unsre eigene Schuld, weil wir hingegen dem Ausland alles, selbst das entbehrlichste, werthloseste, Luxus und Modenartikel ic. für baares Geld zu hohen Preisen abnehmen.

Weil Verschwendung aller Art, Hoffart, Essen, Trinken, Tanzen, Lustparthenen, Spielen, kurz alles was viel Geld kostet, aufs Höchste gestiegen ist, und alles weit mehr ausgiebt, dieweil man weit weniger einnimmt.

Weil alles höher hinauf will, alles groß thut, und die Armeren es den Reicheren in allen gleich thun wollen; sitemal die überstandene Gleichheit noch wie ein Gespenst in ihren Köpfen hauset:

Weil man bisher nur mit Wohlthätigkeit und nicht mit Klugheit den Armen helfen wollte, durch milde Unterstützungen sie meisterlosig machte, so daß sie eigentlich jetzt den Reichen befehlen und gebieten, was, wie viel, und auf welche Weise man ihnen geben soll:

Weil die Gemeindesvorsteher, Armendirektoren, und so weiters, weder eigene noch fremde Kraft genug haben, die Armen in Zucht und Ordnung zu bringen; und in streitigen Fällen immer eher die Armen gegen die Reichen als diese gegen jene geschützt werden:

Weil — halt ein Volk, sagte der Chorrichter; du machst mir angst und bange, aber ja, es ist so! gewiß lebt mancher Arme, der von der Gemeind unterstützt wird, besser als ich; sitzt mehr im Wirthshaus, und trinkt mehr Wein als ich. Und will man ihnen wehren, so henken sie einem ein böses Maul

enen
n d ,
ulb ,
elbst
und
ohen
art ,
yen ,
stet ,
weit
üger
groß
n in
übel-
penst
ätig-
hel-
n sie
jetzt
vas ,
hnens
endl-
noch
n in
strei-
egen
hüft
hor-
nge ,
me ,
esser
intt
hnens
raul

an; und will man sie verklagen, so sind's eben Arme, denen man zu Best redet, mit denen man Mitleid hat; und wenn sie es kummlicher finden zu betteln oder zu stehlen, als zu arbeiten, so sind es wieder Arme, mit denen man Geduld haben muß! Und will die Gemeinde ihnen helfen, so oder so, so ist es ihnen nicht recht, und sie wollen so oder so. Man thut über Vermögen, tellet je länger je ärger, man bauet Armenhäuser und Spitäler und hilft alles nichts!

Richtig hilft alles nichts, und wird nichts helfen, bis das Wasser allen zum Munde einläuft, und die Noth nicht nur beten und betteln, sondern auch hausen und sparen lehrt. Früher werden die Leute kaum flug und mutig genug, sich selber zu helfen.

Wie müßte denn das gehen? — Ja! ich bin kein gelehrter Herr! Die Preise sind wohl alle vergeben und verschenkt, wenn der arme Bote mit seiner einfältigen Meinung hinten drein hinkt. Aber nur so un gefähr:

Die Armenversorgung müßte strenger verwaltet, und den Vorgesetzten mehr Gewalt gegeben werden. Die Gemeinden in Armenquartiere eingetheilt, deren jedes einen eigenen Armenpfleger hat, der die Armen unter strenger Aufsicht, aber auch sorgfältiger Pflege hält, und über alle und alles Buch und Rechnung führt.

Wer bettelt, kommt ohne anders an das Block. Allen und jeden Besteuertern sind alle Wirthshäuser verboten, so wie Kegeln und Spielen. Aber auch die noch nicht Verarmten müssen verhütet werden, daß sie nicht verarmen, und man sollte sie ohne anders bevogten, so bald sie ihrem Hauswesen übel vorstehen.

Die Hoffart, Pracht, Neppigkeit, Mo-

desucht, Tanzsucht, Spielsucht, Trunksucht, müßte aufhören. Die Reichen müßten anfangen, und mit ihrem Exempel vorangehen, und sich der Einfachheit und Mäßigkeit bekleissen; nicht in allem den Herren nachfahren wollen: dann würden sich die Minderen einschränken.

Aber du Gauch! das geschieht nun und nimmer mehr. Die Menschen ändern sich nicht so leicht. Das alles haben die Prediganten schon lange gepredigt. Aber wer glaubt ihrer Predigt? Man thut was man will, und läßt sie reden.

Ja freylich, was sie nicht können, kann der arme Bott noch weniger. Also sang ich von vornen an, und sage: die da helfen können, wollen nicht. So lange manches Bauernmädchen nur an seiner Kappe 2-3 Dublonen trägt; jeder Bauerbube einen gefärbten Tuchrock, eine silberne Uhr und silberne Kette tragen will; so lange alles und alles im Galla dem Bettelsack zurent, so lange hilft kein Bitten und Warnen, kein Schreiben und Drucken. Wenn sie einmal alle bis über die Ohren im Roth stecken, vielleicht glauben sie dann.

Gott befohlen! !

Der hinkende Bott ist doch kein Narr.

Da komm ich im Vorbeigang zum Ochsen, trete in die Gaststube, und der R ** ruft: geh her Stelzfuß! sollst mit mir essen und trinken und lustig seyn! — Was wars? Er hatte von einem reichen Götti unerwartet 50 Kronen geerbt, wußte seines Reichthums kein Ende, lag Tag und Nacht im Wirthshaus und bezahlte für alle. — Komm und sauf, rief er, aber ich gleng nicht. Ich wußte

daß in seinem Hause dahelten eben kein Ueber-
fluß war, und seine Schulden waren auch
nicht bezahlt. So nahm ich mein Schöplein
in einen Winkel, und trank für mein Geld!
Du D..... Narr, rief R **, so laß es
holen! — Du Narr, sagten ein paar niede-
rliche Gesellen, die lustig tranken, was R **
zahlt, warum nimmst du nichts? Du Narr,
sagte der Wirth, nimm du weils zu haben
ist; wer weiß wie lang's währt. — Eben
drum, sagt ich, will ich heut ein Narr seyn;
vielleicht bin ich Morgen gescheider als ihr
alle. So trank ich stille für mich, ließ mich
auslachen und gleng meiner Wege.

Und die Woche darauf stand R ** vor
dem Richter, weil er in seinem Rausch einen
Schelt- und Schlaghandel angefangen hatte;
und die Lumpen die mitgesoffen hatten waren
auch drinne begriffen, es kostete Buße und
Gefangenschaft; der Wirth kriegte einen
Pucher wegen Unordnung und Ueberwirthen,
bezahlt auch Buße, erholte sich aber an
den zerschlagenen Flaschen, Gläsern und
Fensterscheiben. — Der Bott lachte ins
Fäustchen, und dachte: wer zuletzt lacht hat
wohl gelacht! wer ist nun ein Narr gewesen?

Tagebuch. (Fortsetzung.)

Am Neujahr! Ist abermal Neujahr,
und ich bin noch da, und ist mit mir alles
im Alten; meine bösen Beine, meine Krü-
cken, und Gottlob auch meine Geduld. Geb
Gott allen Leuten ein gutes glückhaftiges
Neujahr.

Jänner sten. Am Neujahr hat der
Hudelsami einen grossen Rausch gehabt, und
seine Frau gar erbärmlich prüglet. Am
Sonntag hat ihm der Pfarrer vor Chor-

richt die Sach recht gesetz, und 24 Stund
in die Kesi müssen; da hat er am Montag
Buß than, der Frau befohlen 2 Brod in
den Spital tragen, daß die Armen sollen
für ihn beten! O, du Heuchler!

Deito 13. Muß lachen über die dum-
men Leut! hat der selnen Buben zum Neu-
jahr eine Laterne-Maschine gespeurt, und
darmit gespielt: und sagen die Leut im
Dorf er syge ein Hexenmeister und gange
das nicht mit rechte Dinge zu.

Horner 7. Hat der Chorrichter ein bö-
ser Fang gethan. Ist ihm geng Heu ge-
stohlen worden. Hat gepasset, und den Dieb
ergriffen, und ist sein eigener Bruder gewe-
sen. O wetsch!

19. Ammes Claus gestorben. Da hat
der Schulmeister gesagt: er syge verwun-
derlich, daß er doch den Geist nicht aufgeben
habe. Da frag ich: Heh! wie so? Und
antwortet er, weil er nie keinen gehabt.

Merz 7. Da hat einer ein neues Tuch
auf den Taufstein machen lassen, und soll
niemand wissen, wer er ist; und wäre wohl
braf, wenn er nit mit guldigen Buchstaben
PH. V. hätte drauf nähen lassen, denn es
ist nur ein Phillip in der ganzen Gemeind,
und nur sein Name fangt mit V. an! —
Der Herr hat die Achseln gezuckt, wo ich
ihm davon angefangen.

Deito 12. Eine lächerliche Geschichte
passtert. Haben die von W. einen Wolf ge-
jagt, ist in unsre Gemeind kommen, und
alles auszogen, und der Schneider, wo
frisch ins Dorf kommen ist auch, und —
hat ihan als wollt er den Wolf also leben-
dig fressen. Und im Vorholz ist er auf sei-
nem Posten gestanden, und als etwas durch
die Stauden geloffen, so klettert der Schnei-
der auf eine Eich, und vergift sein Gewehr
am

am Boden, und ist nur eine verschuchte Geiß gewesen anstatt der Wolf, und haben die andern seines grausam gelacht, und ein Spottlied gemacht, das heißt:

Der Schneider hat ja Herz im Leib,
Und Muth als wie ein Leu,
Ein Wolf macht ihm nur Zeltvertreib
Er reißt ihn gleich entzwey.
Doch kommt einmal ein arme Geiß,
So wird's dem Schneider kalt und heiß,
O weh! meh! meh! O weh! meh! O weh!

Wie sind die Weiber?

Lange Nöcke kurzer Sinn,
Denken da, bald doreu hin.

Heute verliebt
Morgen betrübt;
Heute so mild,
Morgen so wild;
Heute züchtig,
Morgen flüchtig;
Heute fleißig,
Morgen beißig;

Heute traurig, morgen froh;
Ja, so sind die Weiber, so!

Schöne Handlung eines Räubers.

Galant, der Anführer einer Räuberbande, die in den Jahren 1738 bis 1740 in Hessen, in der Wetterau und an der Bergstrasse, zahllose Grausamkeiten verübtet, und endlich in Darmstadt, da er selbst auf das Leben des Landgrafen Anschläge machte, durch einen Zigeuner seiner Bande, verrathen, daselbst gerädert wurde: hatte einst durch seine Spione erfahren, daß ein Pfarrer ein Capital von einzigen 1000 Gulden eingezogen, welches er sich bemächtigen

wollte. — Das Pfarrhaus lag in einiger Entfernung vom Dorfe, und alles war in einer regnichten stürmischen Nacht zum Einbruch vorbereitet. — Galant ohne Begleitung, zu Pferde, kam von Kälte und Nässe halb erstarrt. Abends spät als ein Reisender ins Dorfe an, weil er aber kein Logis finden konnte, ritt er ohne Anstand nach dem Pfarrhaus und bat um ein Nachtquartier; welches auch der menschenfreundliche Pfarrer mit größtem Vernügen gewährte, und ihn mit patriarchalischer Gastfreyheit bat seine Abendmahlzeit nicht zu verschmähen.

Galant fiel diese Behandlung auf's Herz, er ließ sich's wohl schmecken und die unschuldige Zudringlichkeit der Kinder gab dem Menschengefühl in seinem Herzen des Übergewicht. Er sprach sehr viel von dem barbarischen Galant, und frug den Prediger wiederholt: ob er sich bey diesen unsichern Zeiten nicht fürchte, da er doch bekanntlich ein vermögender Mann sei und viele Baarschaften im Haus habe. — „Ich fürchte mich nicht, antwortete der Pfarrer, ich vertraue Gott der wird mich schützen.“

Galant hatte schon lange mit sich gekämpft, aber diese letzte so zuversichtliche Neuerung des Predigers entschied den Sieg, des noch nicht ganz erstorbenen moralischen Gefühls in ihm; er wurde gegen das Ende der Mahlzeit immer nachdenkender, indessen der Pfarrer den in sich selbst gelehrt den Blick des Räubers für Müdigkeit hielt, und ihn ersuchte sich zur Ruhe zu begeben. — Nein, sagte Galant, ich bin nicht müde, aber entfernen Sie Ihre Frau und Kinder, ich habe etwas wichtiges mit Ihnen zu reden. Als Galant mit seinem Wirth allein war, fragte er ihn; kennen Sie mich Herr Pfarrer? — „Nein sagte der Pfarrer, ich weiß

nicht wen ich vor mir habe, aber ich glaube
einen rechtschaffenen Mann zu beherber-
gen. — "Glauben Sie das nicht, sagte der
Räuber, denn ich bin Galant; aber fuhr
er fort, sehen Sie deswegen ruhig, und
danken Sie dem Himmel daß ich heute
Abends zu Ihnen gekommen bin, und Sie
mich so gütig aufgenommen haben; ich weiß
dass Ihnen ein grosses Capital eingegangen
ist, und das Sie viel Silber und Goldes
im Hause haben; diese Nacht war zu Ihrer
Beraubung angesezt, aber Sie sind ein
rechtschaffener Mann es soll Ihnen kein Leid
geschehen, hier haben Sie mein Wort. —
Galant forderte Dinte und Papier, und
schrieb auf einem Zedel: Bey Lebens-
strafe rühre keiner das mindeste
an. — Um 12 Uhr Mitternacht, setzte Ga-
lant hinzu, werden meine Leute bey Ihnen
einbrechen, begeben Sie sich mit ihrer Frau
und Kindern ruhig zu Bett, legen sie Ihr
samtliches Geld und Kostbarkeiten auf einen
Tisch in ihr Schlafzimmer und diesen Zedel
oben drauf, sagen Sie aber niemand das
geringste bis ich Sie wieder gesprochen,
sonst sind Sie mit allen den Ihrigen unglück-
lich. — Der angstvolle Prediger folgte dem
Befehl, sammelte alle seine Kostbarkeiten
in die Schlafstube nach der erhaltenen An-
weisung, legte sich nieder, ließ ein Licht
brennen, und befahl sich Gott.

Um die bestimmte Stunde gab's ein
dumpfes Getöse im Haus, da der Prediger
aber alle Thüren auch die seines Schlaf-
zimmers unverschlossen gelassen, so konnten
die Räuber ohne den geringsten Widerstand
herein kommen, und waren erstaunt ihren
Raub in der schönsten Ordnung zu finden. —
Aber plötzlich fuhren sie wie vom Blitz getrof-
fen zusammen, als sie schon einpaken wollten,

da Ihnen die Ordre Ihres Hauptmanns in
die Augen fiel. — Gute Nacht Herr Pastor,
Sie können ruhig schlafen, mit diesen Wor-
ten stärzten die bewaffneten Räuber zur Thüre
hinaus ohne das mindeste mitzunehmen.
Ein einziger nahm eine Gans; die von dem
Geschrey dieses Thlers erwachten Kinder
hörten einen von der Gesellschaft sagen: Lass
seyn du kommst ins Teufels Küche.

Nach einigen Tagen kam Galant zur
Nachzeit wieder in den Pfarrhof und frug
wie sich seine Leute aufgeföhrt; der Pfarrer
konnte nicht Worte genug finden die gute
Mannschaft, und seinen Dank zu schildern,
aber ein Kind welches um den Gansenraub
wußte, rief: Ja lieber Herr, sie haben
uns doch eine Gans mitgenommen, Galants
Miene drückte den größten Unwillen darüber
aus, er antwortete nichts als: so? Zwar
versicherte der Pfarrer mit aufrichtigem
Herzen: er wünsche daß Ihnen der Braten
wohl geschmeckt habe, und er würde Ihnen
gerne alle Gänse mitgegeben haben. — Er
trug nun alles auf was Haus und Keller
vermochte, allein Galant war nicht zu hal-
ten und ritt in der dunkelsten Nacht davon.

Der Pfarrer legte sich zum erstenmal
wieder ganz ruhig zu Bett mit seiner Fa-
milie; aber wie groß war sein Erstaunen
als er am andern Morgen einen aufgehäng-
ten Menschen an seinem Hofthor erblickte,
neben welchem eine Gans hieng, zum Zei-
chen daß dies der Uebertreter des Verbots
gewesen.

Wenn der gute Pfarrer durch sein Stills-
schweigen fehlte, wer kann wer wird ihn
strafbar finden, wer ihn nicht entschuldigen,
was würde aus ihm selbst und seiner Familie
geworden sein, wenn in diesem äußerst kri-
tischen Fall nicht Selbsterhaltung das erste

Gesetz gewesen wäre, — er fehlte als Staatsbürger; nicht als Hausvater, nicht als Mensch.

Die Feuerländer.

(Siehe nachstehende Abbildung.)

Da wir, diesem Volksbüchlein Mannigfaltigkeit der Unterhaltung zu verschaffen, mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, und jede der verschiedenen Arten seiner Leser Etwas das ihr beliebig seyn könnte, finden zu lassen, einige Jahre daher allerhand Erzählungen und Schilderungen von merkwürdigen Pflanzen und Thieren darinn geliefert; so wollen wir nun auch darinn glaubwürdige Nachrichten und Schilderungen aus der Menschenwelt aufnehmen, die, wie natürlich und billig, uns noch weit wichtiger und anziehender seyn muss, indem alle Menschen ja Brüder, alle Völker, trotz der auffallenden Verschiedenheit ihrer Farbe, Größe u. s. w. Zweige sind der nämlichen grossen Familie, die von einem ersten Elternpaar herstammand, nach und nach sich auf der ganzen Erdkugel verbreitet.

Von denjenigen Völkern anhebend, die sich in Absicht auf Ausbildung auf der unternsten Stufe befinden, und mit den vereinfeltesten und verfeinertsten schliessend, wenden wir uns zuerst nach Amerika, und zwar zu den Feuerländern.

Das Feuerland (Tierra del Fuego) besteht aus einer sehr grossen, und aus mehreren kleinen Inseln, und liegt dicht unter dem Patagonienlande, an der Spitze vom südlichen Amerika. Die grosse Insel wird durch eine Meerenge, welche (nach dem Namen ihres Entdeckers Magellan) die Magellans-Strasse heisst, vom

festen Lande getrennt. Die südlichste Spitze heisst Cap Horn. Fast liegt es auf dem Erdboden kein fahleres, rauheres, unfruchtbareres Land als das Feuerland. Auf der Nord-Seite findet man fable hohe Gebirge, in deren Nachbarschaft die Thäler mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Leidlicher ist die Ost-Seite, und an einigen Stellen mit Waldung besetzt, wiewohl dort ebenfalls die Sommer sehr kalt sind. In der Gegend wo Cook hinkam, fand er äusserst wenig frische Lebensmittel; doch schwärmtan an den Küsten eine Menge Seeraben, Sturm- und Wasser-Vögel. Ringsum, wo er sich mit seinen Leuten hinwandte, war alles öde und felsig. Hier und da war der Felsen mit etwas Sand oder Erde bedeckt, worauf ein Rasen von kleinen moosähnlichen Pflanzen stand. An einigen Stellen, die dem Winde nicht so sehr ausgesetzt waren, sah man auch Stauden und Strauchwerk. So gar wohlriechende Blumen standen auf den Felsen. An andern Orten fand man auch Bäume.

Stellt man nun die Beschaffenheit dieser Länder sich vor, in denen kaum ein vierfüßiges Thier lebt, wo nur Seelöwen, Robben (Seehunde), thranigte Seevögel oder Muscheln und Seeschnecken eine dürftige oder doch ekle Nahrung gewähren, wo der fahle Fels keinen Monat hindurch unbeschneit bleibt, so wird man schwerlich hier grosse, rüstige, gescheute Menschen erwarten.

Und wirklich schildern alle zuverlässigen Reisenden den Menschen hier als frostig, dürftig und traurig, wie die Natur die ihn umgibt. Schon Candisch nannte sie (1528) Menschen von etwa 6 Spannen Höhe. Gestehen ihnen nun gleich spätere Seefahrer, als Bougainville, Cook und Wallis einen

grössern Wuchs zu, so beschreiben sie sie doch ehmüthig als elende Geschöpfe. Bougainville gab denen die er auf der Nord-Seite von Feuerland der Küste von Magellans Land, zwischen Cap Forward und Cap François gegenüber, antraf, den Namen Pecherähs, (Pecherais) von diesem einzigen Wort das sie von sich hören lassen. Cook sagt von ihnen: „Es ist eine kleine, häfliche, halbverhungerte Menschenraze.“ Forster erzählt von ihnen folgendes: „Ihre Canots (Kähne, Boote) waren aus Baumrinden verfertigt, welche durch einige hölzerne Stäbe ausgedehnt waren. Mitten in diesen Canots lagen einige Steine und ein Haufen Erde. Dies war der Feuerherd, auf welchem beständig Feuer brannte. Dies gewährte seine Wärme den Wilden, die nicht etwa durch schnelles Rudern sich zu erwärmen versuchten. Die Ruder waren schlecht gearbeitet, und klein. In jedem Canot sassen fünf bis acht Personen, Kinder mitgerechnet. Alle andre Nationen der Südsee kamen uns gewöhnlich mit lautem Fauchzen oder frehem Zuruf entgegen, aber ohne einen Laut von sich zu geben, ruderten diese heran an das Schiff, und statt aller Anrede und Begrüßung hörte man nur das Wort: „Pesseräh!“ — Dieses Wort ertheilten ihnen denn auch andre Seefahrer als Volksnamen. Auf vielfältiges Zuwinken kamen Einige in das Schiff, ließen aber nicht geringste das Zeichen von Freude oder Neugierde blicken. Sie waren von kurzer Statur, kleiner über 5 Fuß 6 Zoll (englisch Maas) hoch; hatten dicke grosse Köpfe, breite Gesichter; sehr platte Nasen, und die Backenknochen unter den Augen stark hervortretend. Die Augen selbst waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar schwarz, völlig gerade,

mit Thran eingeschmiert, hing wild und zottig um den Kopf. Anstatt des Barts, standen einige einzelne Borsten auf dem Kinn, und von der Nase bis in das häfliche, stets offene Maul, war ein beständig fliessender Kanal vorhanden. Diese Züge machten zusammen genommen, das vollständigste und redendste Bild von dem tiefen Elend, wozu dies unglückliche Geschlecht lebt. Schultern und Brust waren breit und stark, der Untertheil des Körpers aber so mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum einbilden konnte, er gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und krumm, und die Arme viel zu stark. Ihr einziges elendes Kleidungsstück bestand aus einem alten Seehundsfelle, welches vermittelst einer Schnur um den Hals befestigt war. Uebrigens giengen sie, Männer und Weiber, völlig nackend, ohne auf das, was Anständigkeit bei uns fordern würde, die geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Leibesfarbe ist olivebraun mit einem kupferfarbigen Glanze, und bei Manchen noch durch Streifen von rothem und weissem Ocker erhöht. Die Weiber waren brynahe wie die Männer geformt, nur etwas kleiner, weniger häflich, und in der Kleidung nicht unterschieden. Einige wenige hatten jedoch außer jenem grossen Seehundsfelle noch einen Lappen, kaum einer Hand gross, vermittelst einer Schnur um die Hüften befestigt. Ein ledernes Band mit Muscheln besetzt, war ihr Halsschmuck, und der Kopf mit einer Mütze von Gänselfedern bedeckt, die gewöhnlich aufrecht standen. Die völlig nackten Kinder sassen neben den Müttern, um das in dem Canot brennende Feuer; zitterten aber beständig vor Kälte.

Außer dem Worte Pesseräh, welches



und
rts,
inn,
stets
ader
zu-
und
wo-
hul-
der
und
bil-
Die
die
ides
See-
nur
jens
llig
keit
üch-
olt-
ize,
von
Die
ge-
ich,
den.
rem-
en,
iner
der-
ihr
ühe
lich
der
dem
be-
hes

sie bald in einem klagenden, bald sieblosen-
den Tone vorbrachten, ließen einige nur
bloß ein Paar andere Worte hören, die aus
einer Menge Mitlauter und Guttural-Buch-
staben *) bestanden. Mit eben der Achtlos-
sigkeit, mit welcher sie ihre eigenen Klei-
dungsstücke weggaben, nahmen sie auch von
uns Glas, Korallen und andre Kleinigkei-
ten an.“

Dieser Mangel an aller Neugierde setzte
ebenfalls Bougainville in Erstaunen. Diese
thierischen Menschen sahen selbst auf die
Schiffe, diese Meisterstücke des menschlichen
Kunstfleisches, ohne die mindeste Bewunderung
hzn. Mit unserer Zeichensprache, die doch
sonst überall gegolten hatte, war bey ihnen
gar nichts auszurichten. Sie verstanden
keine einzige Geberde, und bemühten sich
auch nicht uns ihre Sprache beizubringen.
Ueberhaupt war ihr Charakter die seltsamste
Mischung von Dummheit, Gleichgültigkeit
und Trägheit.

Indes sang und tanzte (oder sprang)
doch nachmals eine andere Familie von Pe-
scherähs am Bord der französischen Schiffe.
Auch zeigte sich wieder eine andere Familie
etwas wortreicher. Sie machte auch einen
Unterschied unter den europäischen Waaren,
zog den Bändern und Messern, die Korallen
besonders vor, und rief dann: „Halleka!“
Frage aber Cook's Mannschaft nach Wasser,
so gaben sie durch Zeichen das Trinken an,
zeigten auf die Fässer, und riefen: „Uhd!“
(Odd.)

Die Nahrung der Pescherähs bestand
aus halbverfaultem Seehundfleisch; das
thranigte, ekelhafte Fett genossen sie am
liebsten. Diese Nahrung machte, daß ein

*) Buchstaben die durch die Kehle ausgesprochen
werden, wie zum Beispiel unser Eh.

unerträglicher fauler Geruch aus ihrem Leibe
dünstete, den man schon in der Ferne roch.
Ferner nährten sie sich von Muscheln und
Seeschnecken, die sie vermittelst eines Stocks
von den Felsen losmachten, oder auch in
kleinen Kräben fischten. Dies war das Ge-
schäfte der Weiber, denen überhaupt alle
große Arbeit oblag, selbst das Rudern ihrer
Canots.

Der einzige Beweis einiger Gescheuthheit
und einer Art Kunstfleises, waren ihre
Waffen. Sie bestanden in Bogen und Pfeil.
Ersterer, von einem den Berberen ähnli-
chen Holze, hält gegen 3 Fuß, und war
sehrnett gemacht, an den letzteren aber war
das Holz trefflich geglättet. Die Pfeile sind
besiedert, die Spitzen aber, welche aus Kry-
stall oder geschliffenem Schiefer bestehen,
werden aus dem Beutel, worinn man sie
besonders trägt, nur zum wirklichen Ge-
brauch herausgenommen, und auf eine sehr
geschickte Weise eingesetzt. Bogen und Pfeil
sind indes eben so schwach, als der Arm,
der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spitzen
von Fischknochen, mit Wiederhaken.

Die Dürftigkeit ließ diese traurigen Er-
densohne mit Allem vorlieb nehmen, was
ihnen nur essbar schien. Eins ihrer Kinder
hatte es sogar versucht, ein Stück Glas,
welches ihm die Franzosen gegeben hatten,
zu verschlucken. Das unglückliche Kind ward
ein Opfer seiner Gierigkeit, litt aber zuvor
die grausamsten Schmerzen. Bey dieser Ge-
legenheit entdeckte man, daß es auch selbst
unter diesem Volke Zauberer, die den Arzt
spielen, giebt. Der Arzt oder Beschwörer
hatte zu seiner Cermonie sich das Haar be-
pudert, und mit einer Mütze bedeckt, welche
durch zwen grosse Federn dem Merkurshute
ähnlich sah. Er streckte das arme Kind auf

Leibe
roch. die Erde aus, heugte sich mit gräßlichem
und Geschrey über dasselbe hin, öffnete plötzlich
die zuvor geschlossnen Hände, und blies
dabey stark den Odem von sich, als wollte
Ge-
er den bösen Geist hinweg blasen. Der
alle französische Schiffarzt wandte zwar alles
an, das Kind zu retten, allein es starb,
und die Pescherähs eilten mit wildem Ge-
heule, ein solches ihnen gefährliches Volk
ihre zu verlassen; denn sie sahen die Fremden,
und vorzüglich den Schiff- Chirurgus, für
die Ursache dieses Unglücks an. Hingegen
war schienen die Franzosen sich darüber einiger-
massen dadurch zu trösten, daß der Schiff-
Prediger dem unglücklichen Kinde auf eine
verstohlene Art die Taufe beigebracht
hatte, und auf diese Weise wäre also eine
Seele in den Himmel gleichsam einge-
schwärzt!!

Die Pescherähs scheinen zwar von einem
Lande oder Insel zum andern zu wandern,
denn man trifft sie bald an den Küsten von
Magellans Lande, (nicht aber im Innern
von Patagonien) bald an der Ost- bald
an der West- Seite des Feuerland's an; *)
indess haben sie dennoch ordentliche Siede-
Ortschaften von mehrern förmlich errichteten
Hütten oder Cabanen.

*) Dergleichen Hin- und Her- Wanderungen
sind leicht zu begreifen. Diese Länder sind
nur durch sehr schmale Arme des Meeres
getrennt, die Pescherähs können sich folglich
mit Hülfe ihrer Canots nach ihrem Gefallen
bald an den Enden des festen Landes, bald
auf den Inseln des Feuerlandes zeigen. —
Das Nämliche wird auch wohl hinwieder
von den Bewohnern der Küsten von Magel-
lans Lande geschehen. Und so können in
diesen wilden Regionen die größten und stärk-
sten Völker von Süd-Amerika, die Patago-
nier mit den kleinsten und schwächsten, den
Feuerländern zusammentreffen.

Das Dorf, welches Cook bey seiner
ersten Reise in der Success-Bay auf dem
westlichen Feuerlande fand, bestand nur
aus 14 Häusern oder richtiger Hütten, von
der allerrohesten Bauart. Ein Paar aufge-
richteter Stangen, die sich gegen einander
beugten, etwa von der Gestalt eines Vie-
nenkorbes, war an der Wetterseite mit Gras,
Zweigen, Seehunds- und Guanaken- Fellen
bedeckt, die Leeseite hingegen stand mit einem
Ausschnitt von etwa dem achten Theil eines
Cirkels, als Thür offen; hier war auch der
Platz für das Feuer, der Heerd, um wel-
chen die zitternde Familie mitten im Som-
mer herumsaß. Forster bemerkte, daß diese
Pescherähs, welche Cook bey seiner ersten
Reise gesehen, wirklich besser gestaltete und
genährte Menschen gewesen, als die, welche
sich ihnen bey dessen zweyter Reise in Christ-
maß-Sund (55 Grad 30 Minuten südlicher
Breite, und 70 Grad 28 Min. westlicher
Länge) zeigten.

Es glebt also auch wohl bey dieser Na-
tion vorzüglichere und schlechtere Stämme,
wie bey allen übrigen Wilden. Jene Dorf-
schaft enthielt 50 Menschen. Man bemerkte
bey ihnen keinen Unterschied von einander, oder
eine Art von Oberherrschaft. Ihre ganze
Lebensart kam dem thierischen Zustande
näher als bey irgend einem andern Volke,
und die Weltumsegler waren froh ihrer los
zu werden, da ihr Geruch sie ihnen so un-
ausstehlich machte.

Curiositäten aus dem Menschenleben,

Man läuft wohl Stunden weit, um
merkwürdige Thiere, etwa Löwen, Tiger
und Affen zu sehen, und man thut recht,
denn so was sieht man nicht alle Tage. Aber

Ich will euch hier von kuriosen Menschen erzählen, und die gehen uns doch noch näher an, als jene Affen.

Außerordentliche, fette und schwere Menschen. Dergleichen war der Engländer Eduard Brinith, gestorben 1750, im Alter von 29 Jahren; er wog 609 Pfund englisch Gewicht (557 Pfund Nürnberger-Gewicht). Er war so unerhört dick, daß sieben Personen gewöhnlicher Größe sich in seinen Rock einknüpfen könnten.

Ein Herr Spaner, auch ein Engländer, starb im Brachmonat 1775 und wog fünf Wochen vor seinem Tod 649 Pfund englisch. Er war 57 Jahre alt und konnte seit mehreren Jahren nicht zu Fuß gehen. Nach seinem Tode maß man seine Breite, und fand da von einer Achsel zur andern 4 Schuh 3 Zoll englisch. Den Todtenbaum machte man mit Fleiß viel zu lang, damit die Träger Platz gewinnen, deren 13 waren; 6 auf jeder Seite, und einer zu äußerst. — En du Siebendic!

Sehr grosse und lange Menschen. Riesen z. E.; 1735 zeigte sich ein Riese zu Paris, der war 7 Schuh 8 Zoll 8 Linnen Pariser-Maas, das wäre etwa 8 Schuh und fast 10 Zoll Bern-Maas.

Ein Thürhüter eines ehemaligen Herzogs von Würtemberg, maß 7 Schuh und einen halben, rheinisch Maas.

Ein gewisser Cajanus, ein Finnländer, maß 7 Schuh rheinisch Maas.

Welch ein Abstand gegen die sogenannten Zwergen, oder die außerordentlich kleinen Menschen, die hier und da vorkommen. Bebe, der Zwerg des polnischen Königs Stanislaus, hatte nur 33 Zoll Pariser-Maas, etwa 3 Schuh Bern-Maas. Er war ganz wohl gewachsen und gut proportioniert, bis

in's 16te Jahr, wo er anfangt krumm zu werden. Er starb 1764 im Alter von 23 Jahren.

Ein anderer, ein polnischer Edelmann, der 1760 zu Paris war, hatte im 22 Jahr Alters nur 28 Zoll Pariser-Maas, etwa 30 Bern-Zoll. Er war wohl gewachsen, hatte guten Verstand, und verstand mehrere Sprachen. Von einem andern liest man, der sammt den Schuhen und der Perrücke nur 38 Pariser-Zoll maß, und sammt den Kleidern 34 Pfund wog.

Sehr merkwürdig sind auch die Begriffe solcher Menschen die ein sehr hohes Alter erreichten. Andreas Brissio lebte 122 Jahr, 7 Monate und 25 Tage; und hätte wohl noch länger gelebt, wenn er nicht durch einen Fall am Kopfe schwer verletzt worden. Er fühlte noch keinerlei Altersschwachheiten, war ein thätiger Bedienter, und versah seinen Dienst bis zum Tod. — Herr de la Haye lebte 120 Jahre. Er hatte zu Lande die Reise nach Ostindien, China, Persien und Egypten gemacht, und meistens zu Fusse. Er verheyrathete sich erst im 60sten Jahr Alters und hinterließ fünf Kinder.

Wilhelm Lecomte, ein Schafhirte, verheyrathete im 80sten Jahr zum zweytenmal, und lebte 110 Jahr.

In Dublin der Hauptstadt von Irland, lebte 1773 ein Schuhmacher, Namens Peter Menitor; und ob er gleich schon 114 Jahr alt war, so war er doch vollkommen gesund. Er lebte damals mit seiner elften Frau, welche 78 Jahr alt war. — Das war ein rechter Weiberfreund! — Ja man liest sogar von einem Mann der erst im 184sten Jahr starb!

Der

Der Held.

Graf Josias von Ranzow war einer der wackersten Kämpfer und bräffsten Feldherrn seiner Zeit. Erst diente er unter den holländischen Truppen dann unter Gustav Adolfs dem Grossen im 30jährigen Krieg, nachher in französischen Kriegsdiensten, ward Oberst, General, schwur Ao. 1645 den lutherischen Glauben ab, wurde katholisch und empfing den Marschalsstab von Frankreich. Er war ein Mann von Geist und Veredsamkeit, redete die vornehmsten Sprachen Europens, — tapfer wie seyn Degen, im Feuer der Schlacht kalt wie Cäsar. — Er schlug den Feind wo er ihm begegnete, eroberte die stärksten Festungen. Man machte mehr Verse auf ihn als auf das schönste Mädchen, und — am Ende? — mußte er wegen eines blossen Verdachtes ins Gefängniß, saß ein Jahr darin, und kam endlich gerechtfertigt wieder in Freiheit um einige Monate nachher Ao. 1650 an der Wassersucht zu sterben.

Von allen seinen Gliedmassen hatte er eins auf dem Schlachtfeld gelassen; er hatte nur ein Ohr, ein Auge, ein Arm, ein Bein; genug, Mars lies ihm nichts ganz als das Herz.

Der Ritter von Brühlhofen.

Ein sonst sehr artiger Landmann, der sich durch die Veränderung der Zeitumstände in das Recht gesetzt sah ein Magazinlein Oktober-Tisane anzufüllen, und auch nebenbei ein Paar dergleichen mit offener Thüre zu halten; kam lebt verschossenen Sommer an einem Dienstag Abends nach vollendeter Tavernen und Keller-Musterung in den trau-

rligen Zustand der Unvermöglichkeit, um an der Hand seiner theuren Ehehälftie die Heimreise nach seinem Rittergute (Brühlhofen genannt) anzutreten. Da es wirklich sehr spät war um von einer Rencontre profitieren zu können, und die wenigen seiner vorhandenen Nachbaren sich nicht gerne mehr mit dem Aufladen solcher Waare befassen wollten, die sie so eben auf dem Zeughausplatz abgesetzt hatten; so wurde ein Cabriolet nach Art wie es gemeine Leute auf Jakobi und Lichtmeß benötigt sind, in Pacht genommen und mit dem Eigenthümer der Aukord geschlossen posa piano über das Pflaster zu fahren, wo dann mittlerweile die Ehehälftie in der Laube gehend, auf die Bewegungen der kostbaren Waare ein wachsames Auge hielt. Die Reise würde erwünscht von statthen gegangen sein, allein am B. Reihen blieb der Schleifstroß auf dem Cabriolet, und am St. Reihen hätte man Vorspann nöthig gehabt. Endlich ward doch die Reise glücklich vollendet, und der Ritter unter Decke und Federn gebracht. Am andern Morgen fragte ihn die Frau: Sag Schazeli wie isch der o? ha, ha, mir isch wohl! fisch gut ha ni mi nächti bi Zite g'schleikt; mach du mer jez e guti Chässupe so cha ni ga B. i ha starke Nadurst.

Wie kann vieles Geld einen Menschen arm machen?

Meister Markus war ein geschickter Tischmacher, und lebte in einer kleinen Stadt recht glücklich von seiner Hände-Arbeit, so daß an ihm der alte Spruch in Erfüllung gieng: du wirst dich nähren von deiner Hände-Arbeit, wohl dir, du hast es gut. — Jetzt starb ein

G.

Verwandter, und Meister Markus erbte ein kleines Häuschen mit etwas Land und einem Garten, nicht weit von dem Thore. Verkauf dein Erbe, und wende den Ertrag zu bessern Betrieb deines Handwerks, so rieten ihm verständige Freunde. Aber, wer nicht gehorchte war Meister Markus. Er fand es gar hübsch ein Landgütchen zu haben. Er traktierte dort gute Freunde gerne auf ein Glas Wein, und eine Magenwurst! er schaute allerley schönen neuen Hausrath an: er baute bald sein Häuschen grösser, — er ward ein Herr zu mir, wie er sagte. — Aber indessen thaten seine Gesellen in der Werkstatt was sie wollten; seine Kunden verloren sich; sein Grosthund hatte ihn in Schulden gebracht, das Häuschen musste verkauft werden, und Markus musste wieder an den vierbeinigen Bank. Aber die Arbeit war ihm verleidet und ungewohnt. Das Wohlleben zog ihn immer noch an, — er ward vollends niedertlich, und — endete in Armut und Verachtung sein Leben. — Wohlgemerkt: treibe dein Handwerk, damit du nicht vom Handwerk getrieben werdest.

Kuriose List.

Im Jahr 1359 wurde die Stadt Rennes in Bretagne von der englischen Armee belagert. Die braven Bretagner hatten die Engländer zurück getrieben. Da nun die Engländer verzweifelten, die Stadt zu erobern, so verwandelten sie die Belagerung in eine Blockade, um sie durch Hunger zum Kapitulieren zu zwingen. Es währte auch nicht lange, so litt die Belagerten sehr an Lebensmitteln. Die Engländer wollten ihnen diesen Mangel noch empfindlicher machen,

sie ließen also eine Heerde Vieh unter der Aufsicht beherzter Krieger nahe bey den Mauern der Stadt vorübertraben und eine Heerde Schweine dicht dabey unter starker Bedeckung hüten. Vertrond von Guesclin der in der Stadt war, ersann ein Mittel, wie man dieser Heerde ohne Gefahr habhaft werden könnte. Er befahl nemlich, eine Sau herbe zu schaffen. Als man diese endlich glücklicher Weise aufgefunden hatte, ließ er sie an eines der Thore bringen, welches geöffnet wurde. Hier wurde die Sau an Schwanz und Ohren gekniffen und gezogen, bis daß sie laut auffschrie. Der Instinkt trieb nun die Heerde Schweine an, mit der grössten Eile dem Geschrei zu folgen, und es war eine Unmöglichkeit sie in ihrem Lauf aufzuhalten. Sie stürzten alle in das Thor, das sogleich wieder geschlossen wurde, als die Heerde hineingelockt war. Nun bestiegen die Einwohner von Rennes die Wälle und schrien den Engländern mit lauter Stimme zu, Speck! Speck! Wer will Speck kaufen! Nach der Zeit ist diese Redensart in ganz Bretagne zum Sprichwort geworden, und in der Faschingszeit ziehen noch die Kinder die Schweine bey den Ohren und dem Schwanz und rufen daben: Speck! Speck!

Der Bräutigam.

Gretchen war Untermagd auf einem Landgut, brav und tren im Dienst, aber arm wie eine Kirchenmaus. — Gretchen sieng an zu trauren, hängte den Kopf wie ein vom Hagel getroffener Krautstengel, ja es gab sogar Regenwetter aus den Augen, und niemand wußte warum. Endlich kannte sie es ihrer Meisterfrau, daß sie wohl

der
den
eine
irker
selin
ttel,
hab-
lich,
man
nden
brin-
urde
issen
Der
an,
fol-
e in
alle
os-
war.
nnes
mit
Wer-
diese
rich-
szeit
ben
usen
Lob- und Ehrengedächtniß des dicke-
rühmten Hans Wanst, gewesenen
Bauern in der Grasmatten.

A. Ich verlöste mich eben nicht mit Hut
abziehen! Ich trage einen sehr feinen
Kastenhut, und —

B. Ja! der Hut ist wohl fein, aber der
ihn trägt ist desto größer.

Es war der theure Mann gebohren von
seiner Mutter selig, und von derselben in
seiner Jugend gar fleißig mit dickem Brey
gefüttert worden; so daß er selbst so dick
und rund ward wie ein Bauchos. Frühe
schon zeigte er besondere Geistesgaben, denn
im zehnten Jahr verstand er schon das
ABC, und war im 12ten mit dem ganzen
Namenbuch fertig. Im vierzehenden hatte

er seine ganze Schreibkunst ergriffen; und
wußte seinen Namen gar deutlich zu schrei-
ben; mit dem übrigen gab er sich freilich
nicht ab. Als er im 15ten zur Unterwe-
bung angeschrieben wurde, so war er der
dickste von allen 50 die mit ihm giengen;
und hatte eine solche unersättliche Lernbe-
gierde, daß er drey Jahre hintereinander
unterrichtet werden mußte. — Damit das
edle Geschlecht der Wanst nicht aussterbe,
und die Gemeind dadurch in grosses Unge-
mach gestürzt würde, verheirathete ihn sein
Vater im 20 Jahre seines Alters mit einem
Mädchen von ausgezeichnetem Verdienst, in-
dem sie ihm 20,000 Pfund Mittel zubrachte.
Sie brachte ihm nach und nach 6 Kinder,
die er mit der größten Gutmuthigkeit als
Vater liebte! — Uebrigens war sein Lebens-
wandel durchaus exemplarisch und erbau-
lich. Er stand auf zum Frühstück, rauchte
Taback bis zum Mittagessen, schlief bis um
3 Uhr, und war nie im Wirthshause als
alle Abend bis zum Nachessen. Im Som-
mer war er jeden Sonntag bey guter Wit-
terung in der Kirche, und beschaffte sich da
einer so andächtigen Stille, daß er jedesmal
geweckt werden mußte, wenn er zum Gebet
aufzustehen sollte. — Dieser theure Mann
beschloß sein thatenreiches Leben durch einen
betrübten Tod, und liegt begraben, den
Würmern eine willkommene Spelze. — O
du Wanst aller Wanste. Nie sterbe dein
Andenken unter uns.

Der Schatz.

Ich stand, so erzählte ein längst verstor-
bener Prediger, in einer schönen Sommer-
nacht an meinem Fenster, und blickte auf
den Kirchhof. — Nicht über lang kam eine

alte Frau, kroch langsam durch das Gras, warf etwas an die Erde, und schlich langsam wieder davon. Ich rief sie an, und fragte, was sie gefunden hätte? Sie antwortete nicht, sondern kam ganz still unter mein Fenster, und deutete mir, ich möchte sie herein lassen. Es geschah, und nun erzählte sie folgendes: „Ich habe über dem „Grabe des *** ein Licht brennen gesehn; „und daß ist ein sicheres Zeichen, daß der „Geizhals einen Schatz mit sich ins Grab „genommen hat. Darum hab ich nun „meine Schürze darüber geworfen, und „wenn ich nun in der Mitternachtstunde „hingehe, und die Schürze aufhebe, so ist „der Schatz heraus. Ich hoffe doch, Herr „Prediger, sie werden mir, als einer armen „Frau, mein Glück gönnen.“

Der Prediger wußte daß mit blosen Vernunftgründen abergläubische Leute sich nicht bekehren lassen. So wollte er die Frau durch Erfahrung überzeugen; und bewog sie also bey ihm zu warten, bis die rechte Stunde käme. Das geschah denn auch. Stillschweigend naheten sie sich, die Frau hob ihre Schürze ab, aber — kein Schatz — kein Geld war da, sondern nur ein kleines helles Lichtlein brannte im Grase.

Der Prediger griff zu, nahm das leuchtende Ding mit heim, und zeigte da der Frau, daß es nichts war als — ein Scheinguégi (Johannis-Würmchen); und konnte nun erst sie überzeugen, daß ihr Aberglaube mit falschen Hoffnungen sie betrogen habe.

Geschlechtsregister der Familie Griesgramm.

Baldrian Griesgram, kam aus Schwaben hieher; brachte eine hübsche Frau

mit; und ward also Küster, und endlich hier gar angenommen zum Bürger.

Thomas sein Sohn, erbte die Küsterstelle; und hat sich in derselben dadurch berühmt gemacht, daß er die Zopfen an den Glocken mit Hundefett statt mit Oel einrieb.

Markolphus, erhielt seinen Taufnamen zum Andenken seines berühmten Ahn-vaters, des gewesenen Scharfrichters von Z. der an einem Tage mit eigener Hand sieben Maledikanten die Köpfe abschlug, und dadurch eine seltene Kunstfertigkeit bewies. Unser Markolphus der zweyte wäre aber demohngeacht nicht Küster worden, hätte er nicht des Gerichtsvogts junge Magd geheirathet. —

Sebastian, zugenant Raxer, ein äußerst demüthiger Mann! Als kein Fleisch, trank keinen Wein, kleidete sich fast nur in Lumpen, alles aus Demuth; und hinterließ bei seinem Tode haare 5000 Gulden; die er aus lauter Demuth bei Lebzeiten von aller Welt verborgen hatte.

Fabian, des obigen Bruder, seines Zeichens ein Schneider, und tapferer Mann, der mit eigener Hand einen geschossenen Wolf durch das Dorf führte; und von da an der Wolf-Schneider hieß. —

Rosamunda seine Schwester, eine sehr fromme Person, las immer überlaut in der Bibel, oder sang Psalmen, wenn der Pfarrer vor ihren Fenstern vorüber gieng; mußte einen Taugenichts heirathen, ward abgeschieden von ihm — und starb im Elend.

Philip, Fabians Sohn, kam mit einer Glückshaube auf die Welt, und man hoffte er sollte die Familie emporbringen. Trat aus Heldenmuth in französische Kriegsdienste, und hat sich bey verschiedenen blut-

Ich gen Affären als — Trommelschläger tapfer gehalten, und durch sein Trommeln ausgezeichnet. —

Anselmus, Sebastians Sohn, den der Pfarrer als Knecht ins Haus genommen, und unterrichtet hatte, ward Schulmeister und Organist: und hethathete nach seines Vaters Tode ein armes Mädchen, das neben ihm gedient hatte, zum grossen Alerger seiner Familie. —

Dorothea, Fabians Tochter, war schön von Angesicht, zog in die Stadt, und lebte dort eine Zeitlang herrlich und in Freuden, und hatte die Verwandschaft grosse Ehre. Gieng mit einem französischen Obrist auf Reisen, kam nach drey Jahren auf der Bettelfuhr wieder und starb im Spithal, ihres Alter 30 Jahr!

Nickles, war ein Schumacher und grosser Gelehrter, der sogar Verse machte, und ein schön Stück Geld damit verdiente; in massen er dieserhalb auch bey Hochzeiten und Kindstaufen häufig zu Gast geladen wurde. Auf den Bruder des Ammanns machte er folgende Grabschrift:

Es starb der Peter Fabian;
Das klügste was er je gethan.

Als Dummkopf schloss er seinen Lauf;
Drum fürcht ich, er steht wieder auf.

Weshalb ihn der Ammann auf Leib und Leben verfolgte.

Folgt nun Mathias, der Schreiber dieses, der endlich den Küsterdienst durch grosse Mühe wieder errungen, und der Familie Griesgram ihre alt hergebrachte geistliche Würde wieder gegeben hat.

Wie die Zeiten ändern.

Im Jahre 1479 hatten die Inger, (Engerech, Käferwürm) hier in der Schweiz sehr großen Schaden gethan, und man glaubte daher wohl gar, die armen Thiere wären Abgesandte des bösen Geistes, um die Menschen zu strafen und zu quälen. Da nahm man zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Der Bischof von Lausanne ließ eine strenge Klagsschrift wider sie ergehn, ließ sie vor das geistliche Gericht laden, gab ihnen zwar einen eigenen Advokaten von Freiburg; aber nach reicher Erdaurung der Sachen, wurden die armen Thiere doch ohne Barmherzigkeit verfällt, und in den Bann gethan! — So glangs in der guten alten Zeit!

In unsern Tagen macht man das fürzer! Man sammelt sie, giebt sie den Schweinen oder dem Federvieh, oder tödet sie; und es ist die Frage, ob das nicht mehr hilft als jenes!

Zur Ehre jenes Bischofs aber muss ich sagen, wie ich mir die Sache vorstelle. In jenen finstern und abergläubischen Zeiten hätte er mit einem noch so vernünftigen Käfermandat nichts ausgerichtet. Er benutzte also den Aberglauen selbst, er that zuerst die Käfer in aller Form in den Bann, und da fehlte es wohl nicht, sie wurden sicher von da an als verdammte Teizer auf alle erdenkliche Weise verfolgt und ausgerottet; und ich denke immer, gerade das hatte der kluge Bischof gewollt.

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Welt, das Schrecken armes Bauern,
Trug seinen Wanstlaut schaufend über Land.

Und rief, als er von Regenschauern,
Ein Bächlein angelaußen fand,
Den nächsten Ackermann: „Mein Lieber,
„Kommt her, und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im schnellsten Lauf;
„Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
„Zum Leibroß unterthänig dienen.“
Und lud den dicken Herrn sich auf.
Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Neuter sprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
„Denn bald werd ich vielleicht aufs neu Ge-
„richtsverwalter.“ —
Da stand sein Leibroß still, und fragte:
„Was sagt er?
„Ißt er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“
„Ach! wißt ihrs nicht?“ begann der Dick-
bauch jetzt zu klagen,
„Ich ward entsezt vor wenig Tagen.“ —
Patsch! warf den alten dummen Weit
Der Bauer in den Fluß, und höhnt ihn:
„Laßt mirs sagen
„Wenn ihr aufs neu Gerichtsverwalter seyd,
„Als dann will ich euch weiter tragen.

Woher röhrt der Ausruf: Hepp! Hepp!

Bey den neulichen Misshandlungen der
Juden in Franken und in andern Gegen-
den rief man allenthalben, hepp! hepp! und
man hat diesen Ausruf und seine Entstehung
auf verschiedene Art zu erklären gesucht,
allein diese Erklärungen welchen insgesamt
von der Wahrheit ab. Die Einen behaupten:
Kreuzzügler hätten an ihrer Kopfbedeckung die Buchstaben HEP stehen gehabt,
welche soviel bedeuten, als Hierosolyma
est perdita (Jerusalem ist verloren); An-
dere leiten es vom Hebräischen Ha p a ch
(Gestörten) ab, aber was weiß das gemeine

Volk in Franken, Bätern und Schwä-
ben von diesen gelehrt Sachen? In die-
sen Gegenden, so wie auch in Sachsen,
ruft man den Ziegen, wenn man sie an
sich locken und sie vielleicht beim Varte zuspielen
will, hepp, hepp! zu, worauf sie sich
sogleich einstellen. Da nun die Juden
Värte tragen, mit denen sich auch der Pöbel
muthwillige Streiche erlaubt, so wandte man
den Zuruf auf die Juden an und sagte
barbarisch genug: „Hepp, hepp! — — !“
Vielleicht hat man sich auch in früheren Zei-
ten bey Judenverfolgungen dieses Zurufs
bedient, der so alt ist, als die Ziegenzucht
in Deutschland. Der gemeine Mann be-
merkt oft da Nehnlichkeiten, wo in andern
Hinsichten der Unterschied gewaltig groß ist;
denn was ist wohl unähnlicher als ein Mensch
und eine Ziege? Der lange Bart ist das ein-
zige Nehnliche, aber derselbe fällt gerade
dem Volk am meisten ins Auge.

Die Erzherzogin Maria Louise.

Nach dem Sturze Napoleons verließ die
ehemalige Kaiserin der Franzosen, Maria
Louise, Frankreich. Unterwegs machte ihr
ein . . . General seine Aufwartung und
bat sie um Verzeihung, daß er zum Ver-
luste ihres Thrones beym getragen habe. —
„Mein Fürst!“ gab sie zur Antwort, „Sie
„brauchen sich nicht zu entschuldigen; Sie
„sind ganz ohne Schuld, hätte mein Ge-
„mahl bloß mit Ihnen zu thun gehabt, so
„säße er noch jetzt auf dem Throne.“

Kurzweil.

Wer's versteht der kann einer ganzen
Stube voll Leute grosse Kurzweil machen,

wenn er eine Zeitung oder Wochenblättli so liest, daß er aus einem Artikel plötzlich in den andern springt, wobei oft die lächerlichsten Sachen herauskommen.

Zum Exempel: Ein fast neues Hintergeschirr — welches einen Janitscharenmarsch pfeift.

Ein zweijähriger brauner Pudel, von der besten Rasse — bietet seine Dienste zum Unterricht in beiden Sprachen.

Dasjenige zweijährige Kind, rothblösch welches den 13. Brachmonat von der Weid entlossen — ist den 15ten althier bey der Krone angelangt, und bietet seine Dienste an als Zahngärtz.

Ein männlicher Elephant aus Bengalens sehr zahm — dienlich für einen Herrn Pfarrer auf dem Lande.

Zu verkaufen: Ein bequemer Reisekoffer, wortin sich befindet — eine gesunde Säugamme — ein kupfernes Bauchkleßi, und — der beliebte Wanzenspiritus.

Bey Buchhändler X. folgendes ganz neue Werk, das in keiner Damen-Bibliothek fehlen darf — ein halb Duhend welsche Hühner, die auf dem Punkt sind zu legen.

Letzten Dienstag ist vom Zettglocken bis zur Gefangenschaft verlohren worden — eine Tochter aus dem Welschland — sich in der neuen Schaal anzumelden, wo das Pfund um 5 krz. verkauft wird.

Mißverstand.

Der Polizeydiener von A. war übelhörend, und da gab es manchen sonderbaren Missverstand mit seinen Berrichtungen. — „Gieß wohl Acht auf die Ländler,“ befahl der Statthalter. „Ja! der Buchhändler het geseit si syge nanit drukt!“ Er meynte

Kasen und! — „Hest de leini Strolche g'seh? Obhütis! viel Volch und viel Beh ist uf em Märt! — „Weiß nüt, was gllt der Anke?“ Es ist sie da nütz danke; es ist my Schuldigkeit. — „Wohrs acht nächt Brunnen?“ He ja! aber ds Wasser ist nütz nuz. Er hatte verstanden: beym nächste Brunnen.

Ob wohl in der That Thiere aus den Wolken fallen?

Wenn der Vöte den Kopf schüttelt und nein sagt, so soll der genetige Leser ihn darum nicht als einen Kaiser und Ungläubiger verdammen, und soll hören und prüfen, und dann erst urtheilen.

Dass es Frösche geregnet haben soll, haben die Leute mir auch einmal wiss machen wollen. Die Frösche habe ich gesehn, viele tausend bensammen im Grase und im Wege, das ist wahr. Aber woher kommen sie? Ja! woher als mit den dicisten Regen vom Himmel herab. — Hast du denn einen einzigen wirklich fallen gesehn? — Nein, aber — aber siest du dort den großen Wetter? dort sind sie heraus gekrochen. Denn sie sind noch alle jung; und weil es eben Regenwetter ist, sind sie ans Land gekommen.

Aber im Frühling wenn Schnee fällt, der bald vergeht, so findet man in dem zusammengelösten Wasser kleine schwarze Thiere; die sind doch wohl mit dem Schnee herunter gefallen! mit nichts, es sind die sogenannten Wasserflöhe, die in stillstehendem lauem Wasser sich das ganze Jahr hindurch finden, und sich fortpflanzen wie andere Insekten. Den Winter über verkrüppeln sie sich in den Althen und im Schlamm; kommen mit der Wärme wieder hervor, und

suchen das Wasser. Aber vor einigen Jahren sind doch Würmer mit dem Schnee herabgefallen! — Nein — aber mitten unter dem schnelen auf dem Schnee herum gekrochen; sie leben im Winter im Moos, unter Baumwurzeln, und marschieren oft sehr zahlreich hervor, besonders wenn starker Wind die Bäume schüttelt, und die Thierchen unter den Wurzeln beunruhigt.

Indessen konnte der Wind wohl einmal vergleichen kleine Thierchen von der Erde aufheben, und anderswo fallen lassen. Hat er doch schon manchem ehrlichen Mann seinen Filzdeckel, und manchem Hause sein Dach weggehoben und fortgeschmissen; warum denn nicht auch eine Hand voll Würmer? — Da braucht es ja weder Wunder noch Zeichen! —

Der Elephant.

In der Ostermesse 1820 hatten wir das Vergnügen, einen schönen grossen männlichen Elephant zu sehn, von dem der hinkende Bote nun das merkwürdigste erzählen will, was er und andere gelehrte Leute (hier hustet er, und schnauzt sich) von diesem sonderbaren Thiere wissen; schon das äussere Ansehen seiner Gestalt macht ihn merkwürdig. Kein anderes Thier ist so groß, dick, schwer; keines so sonderbar gebaut. Der Leib gleicht einem grossen Fasse, das auf vier dicken Stüden oder Säulen steht. Der Kopf ist groß; der Hals kurz und stark; die Augen klein, aber verständig; die Ohren grosse herabhängende Stücke Leder. Sein Schwanz ist nackt, und hat nur am Ende ein Büschel Haaren, fast wie ein Kuhschwanz. — Vorsätzlich aber sind an diesem Thiere merkwürdig seine Stoßzähne, und sein Rüssel.

Die Stoßzähne, die aus der oberen Kinnlade hervor treten, fallen im 12 oder 13 Monat dem Thiere aus, wenn sie einige Zoll lang sind. Dann wachsen andere nach, die nun bleiben, mit dem Thiere wachsen, und oft sehr groß werden, so daß man in Bengal (in Ostindien) Zähne gesehn hat, die 72 Pfund wogen. Ja man soll in London sogar deren zeitgen die anderthalb Centner wägen. Sie geben das bekannte kostbare Elfenbein; (merk wohl, nicht Helfenbein) das also kein eigentliches Bein, sondern ein Zahn ist. — In diesen Zähnen haben sie eine ungeheure Kraft, durchstechen damit andere Thiere, mit denen sie streiten; tragen aber auch, wenn sie einmal zahm sind, schwere Lasten, die man ihnen daran hängt.

Der Rüssel ist eigentlich die verlängerte Nase des Thiers, und ist ein starker ledener Schlauch, in welchem die beydnen Nasenlöcher liegen. Vornen daran ist ein kleines Glied, wie ein Finger; und mit diesem Theil seines Körpers macht das grosse Thier mancherley Verrichtungen: nicht nur liest er kleinere und grössere Geldstücke von dem Boden auf, zieht einen Zapfen aus einer Flasche, ergreift einen Hammer und klopft mit; nimmt einen Büschel Stroh, und wehrt sich die Fliegen; bricht Gras, Blätter und Blumen ab; ergreift seine Speise und steckt sie in den Mund; sondern er hat in diesem Rüssel auch eine so furchterliche Kraft daß er Bäume ausreißt, und weg schmeist; Menschen darin erdrückt, oder sie haushoch in die Luft schmeißt, daß sie herunter stürzen, und halbtod fallen. Daher nannten die Alten diesen Rüssel die Hand des Elephanten, weil er damit verrichtet was wir mit unsern Händen.

Das Thier wird sehr groß; begreiflich im freyen Naturstande grosser, als in der

der Gefangenschaft. Der in Bern war hoch
9 Schuh. Aber man hat in Afrika solche
gefunden, die bis 14 Schuh hoch waren.
Die Länge des Körpers beträgt aber, gegen
seine Höhe gerechnet, nicht viel; und das
Thier scheint daher sehr kurz und zusammen-
gestossen.

Ihre Kraft steht im Verhältniß zu
ihrem Körper. Was sechs Pferde liegen
lassen, das führt der Elephant von der Stelle.
Auch ein kleines Thier hebt einen erwach-
senen Mann wie ein Kind mit seinem Rüssel
in die Höhe, legt sich damit eine Last von
zwey Centnern auf den Rücken: an die zehn
Centner tragen sie an ihren Stoßzähnen,
und vier bis fünftausend Pfund sind ihm
keine drückende Last. Stößt er mit seinem
Leibe im Zorne an eine Mauer, so muss
sie gut gebaut seyn, oder er macht ein Loch
darein.

Ungeschickt seiner ungeheuern Schwere,
und seines plumpen Körpers, mar schlert
das Thier noch sehr schnell; auch der geschwol-
deste Mensch entrinnt seinem Trabe nicht.
Selbst schwimmen kann er sehr gut, und
reicht dabei seinen Rüssel über das Wasser
in die Höhe.

Im freyen wilden Zustande ist der
Elephant gutmütig und friedlich, und
braucht seine Kraft und seine Waffen nur
zur Vertheidigung, nie zum Angriff. Er
geht meist in Gesellschaft, truppweise; wer
ihnen so begegnet, geht ihnen bey Zeiten aus
dem Wege, und hält sich stocck stille, bis sie
vorüber sind; denn wehe demjenigen, der ihnen
etwas in den Weg legt. — Sie lieben tiefe
schattige Gegenden, und die Ufer der Flüsse,
denn ohne Wasser können sie nicht leben.
Sie trinken es nicht nur, indem sie den

ausleeren, sondern sie spritzen sich auch den
Leib damit, um sich abzutühlen; darum ba-
den sie auch gerne.

Ihre Mahnung nehmen sie ganz aus
dem Gewächsreiche, Gras, Blätter, Blumen,
Wurzeln, Getreide, Früchte. Besonders
lieben sie den Reis; und kommen sie an
solche bepflanzte Felder, so thun sie unge-
heuern Schaden; indem sie mit ihrem schwe-
ren Leib weit mehr zertrüten, als sie fressen;
und überdies alles, sogar die Hütten
der Neger über den Haufen werfen, wenn
sie ihnen im mindesten im Wege sind! Ihre
Fortpflanzung geht langsam. Das
Weibchen tragt ins zweyte Jahr, und bringt
nach zwanzig bis zwey und zwanzig Mona-
ten ein einziges Junges, das bei seiner Ge-
burt etwa so groß als ein Schwein ist. In
der Gefangenschaft pflanzen sie sich höchst
selten fort.

Ob sich gleich bey den zahmen zu einer
bestimmten Zeit die Zeichen der Brunst aus-
fern, wo sie außerordentlich wüthend und
gefährlich sind, wovon wir an dem lezthin
in Bern befindlichen ein schreckliches Beispiel
gesehen haben. Als er am 31 May zu
Genf in der Nacht aus seinem Behälter
herausgelassen wurde, um ihn nach Lausanne
zu führen, gab er Zeichen von Ungeduld
und mürischem Wesen. Nach Verlauf einer
halben Stunde machte er sich auf seinen
Führer los, gegen den er sonst viele Anhäng-
lichkeit und Liebe zeigte, richtete ihn übel
zu, und lief nach Genf hinein, wo er vor
allen Brantwein-Magazinen still hielt und
drohte die Thüren einzuschlagen. Nach vie-
len Anstrengungen gelang es endlich ihn in
eine der Bastionen hineinzutreiben und durch
einen Kanonenschuß zu erlegen. — Einige
Tage vorher hatte man dem Führer

H

25000 für denselben geboten; allein er schlug diesen Preis aus.

Wer nun Lust hat ein solches Thierlein anzuschaffen, der kann sich elns kommen lassen aus Asien, oder Afrika; anderswo leben sie nicht. Aber er sorge für gutes und genugsmässes Futter, denn ein Elephant führt guten Appetit. Täglich seine hundert Pfund Reis, frisches Gras, Früchte, Zucker u. d. gl. obendrein. Der Elephant zu Versailles erhielt ehemalig täglich 80 Pfund Brod, 12 Pinten Wein, 2 Eimer Suppe, 2 Eimer gekochtes Reis, und eine Garbe Korn. Auch trinkt er sehr gern Branntwein und starke Getränke. —

So viel dieses Mahl von dem Elephanten. Wenn der geneigte Leser allenfalls nun Lust hat zu vernehmen, wie man diese Thiere fängt, und fähmt und abrichtet, so beliebe ers nur zu melden unter der Adresse: — pro tempore hinkende Bote in Bern. Franco Bern.

Angeführt!

In einer schönen Stadt war ein schöner junger Herr, und dieser war in eine schöne junge Tochter verliebt bis über die Ohren; und wenn der geneigte Leser noch nicht errathet, von wem ich rede, so merke er auf den Pudel, der immer mit dem jungen Herrn ist, wenn er des Tags wohl funfzig mal vor den Fenstern der Jungfer vorbeispaziert, und gegenüber steht, und hustet, und seufzt. — Aber das alles hat lang nichts geholfen; die schöne Jungfer that, als suchte sie den schönen Herrn gar nicht; und er sieng schon an zu überlegen, ob er sich erhängen oder ersäufen wolle, als auf einmal des Herz der Dame sich erweicht!

Sein Pudel bringt ein Brielestein unter dem Halsband, worin sie ihn einladiet, dieselbe Nacht um 8 Uhr vor dem Thor bei threm Gartehause sie zu erwarten, wo sie seine Anträge anhören und beantworten wolle. — Mit unzügigem Entzücken eilt er dorthin, in kalter feuchter Nachtluft am ißen Winterm. 1819. Er wartet geduldig vor der Gartenthüre — und die Schöne kommt nicht! Er zittert vor Kälte, und sein treuer Pudel winselt — und sie kommt nicht. Jetzt ist's schon 10 Uhr Nachts — jetzt kommt ein kleines Lichtlein die Gasse herab gegen das Thor — das ist Sie! Aber ach! Es ist der Wächter, der das Thor schleift! Jetzt ist mein armer Herr gar ausgeschlossen, samt seinem Pudel und seiner Liebe; und als er am Morgen verfroren und unwillig zum Frühstück heimkehrt, findet er ein anderes Brielestein, worin geschrieben stand: „Einige junge Herren hätten im Namen seiner Dame, doch ohne ihr Vorwissen, ihn zu jenem Gartehause eingeladen, um in einer kühlen Nacht sein Liebesfeuer auszulöschen.“ — Man hat den Herrn seither nicht mehr gegenüber stehen gesehen, und — der unschuldige Pudel ist abgeschafft. —

Noch schlimmer

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

ergieng es dem alten verliebten Sigerist und Schulmeister Löffel. Er hatte seines Nachbars Tochter Elseli gar herzlich lieb gewonnen. Aber das mutwillige Mädchen hatte mit dem alten Mann nur sein Spiel, und konnte ihm doch damit seine thörichte Liebe nicht vertreiben. Kurz vor Weihnachten sieht er, daß Elseli mit ihrer Freun-

noch schlimmer!



52

dinn Käterli am Garten schwahlt; er schleicht hinter die Ladenwand, und vernimt folgendes: „An der Weihnacht ist Mondschein; „wenn wir da zum Dorfweiher gehen, und „stillschweigend hineinblicken, so sehn wir „das Angesicht unsers künftigen Mannes! „Wir wollen doch einmal sehn!“ Wer war froher als mein alter Löffel! Jetzt hab ichs gefunden, denkt er, und an der Weihnacht macht er sich schön gepuzt auf den Weg zum prophetischen Dorfweiher, und steigt dort auf einen Weidenstock, um von da herab sein holdes Angesicht im Wasser erscheinen zu lassen. — Eine Stunde ungefähr mochte er da gefroren haben, als die Mädchen anrücken, bedächtig dem Weiher nahen, hineingucken, aber durch Kopf schütteln und andre Zeichen sich deuten, daß sie gar nichts erblicken. Ich will euch schon etwas zeigen, denkt Löffel, und streckt seinen Kopf so weit vor, daß ihm der Hut entfällt; er will ihn haschen, verliert das Gleichgewicht und stürzt plumps in den Weiher herab.

Man behauptet, der alte Gauch sey freylich von seiner Liebe wohl kuriert, dafür aber so wasserscheu geworden, daß es ihn zu schaudern anfange, wenn man vom Dorfweiher redet.

Wie mancher hat es schon gefühlt,
Wie toll die Liebe mit uns spielt!
Und doch läßt sich, trotz allem Warnen,
Noch mancher alte Gauch umgarnen!
Nun! Wer sich selber svöttisch macht,
Der wird ja billig ausgelacht.

Die kuroise Braut.

Ein Mann, der gerne eine reiche Frau gehobt hätte, fragte darüber einen guten Freund um Rath. Der gute Freund war

eln Schall, und sprach: Halt! Ich weiß dir eine; aber sie ist Witwe! — Oh! das macht nichts! Sie hat eigenes fruchtbares Vermögen! Oh! Schön! — Sie hat da so kleine Kinder mehr! Oh! Noch besser! Hat einen Haus und Hof! Oh! scharmant! Ist alt, und dürste leicht in kurzen abnarschiren! Ganz nach Wunsche! — Aber wer ist sie? wo ist sie? — Komm Freund! Ich will dir sie zeigen; sie pflegt um diese Zeit gemeiniglich in dem Hofe vor ihrem Hause zu spazieren! — Sie gehen, und der Schalk führt ihn zum Bärengraben, wo eben damals das Weibchen allein war! — Bedank mich gar schön für solche Braut.

Allerley Unarten.

Der Hink. Bote kommt überall herum, und da bemerkt er denn manches, das besser seyn könnte, wovon er gegenwärtig etwas zur Probe mittheilen will.

In einer gewissen Gegend grüssen die Leute selten, danken kaum, wenn man sie zuerst grüßt, und lassen selber den Herrn Pfarrer vorbeigehen, ohne die Kappe zu lüpfen. Das ist eine grobe Unart. —

An einem andern Orte fand ich, daß die Leute, besonders Kinder, ihre Nothdurft offen an den Strassen, sogar mitten in die Fußwege verrichten: und das ist eine unflätige Unart.

Ich traf an einem Sonntaag eine ganze Schaar Buben an, die im Walde herum liesen, Vogelnester ausnahmen, und dann die armen Thierchen elendiglich umkommen ließen: und das ist eine grausame Unart.

Im Leset gleng ich meines Beuges den

Reben nach. Überall rief man mir nach: H... bub! H... bub. Das thaten selbst Weiber und Mädchen. Ich achtete freilich nicht darauf, weil ich nicht so heisse; aber ich dachte doch: das ist eine erz unver schämte Unart!

Eine Werchbrechete war nahe an der Strasse. Ein reisender Kaufmann kam in einer Chaise daher gefahren. Feht, anstatt einen Augenblick inne zu halten, stiegen die Weiber erst einen wahren Höllenurm an, das Pferd ward wild und nahm Reiß aus, und ich dachte: das ist doch eine sehr gefährliche Unart.

Beliebt und schmeckt dem günstigen Leser dieses kleine Versucherli — so kommt ein andermal mehr.

Der Sägenseiler.

Ein Chorrichter, welcher Willens war in seinem Walde ein beträchtliches Quantum Holz aufzumachen zu lassen, zum Behuf dieses Unternehmens aber mit einer äußerst schlechten Waldsäge versehen war, stieß zu einem Sägenseiler, der sein Nachbar war, und zugleich das Amt eines Gerichtssässen bekleidete, und fragte ihn um Rath, wie diesem Mangel abzuhelfen wäre. Der Sägenseiler, welcher glaubte, das Geheimniß der Staelfortischen Stahlhartung zu besitzen, sagte gleich, daß er für dieses ein gutes Mittel besäße, wodurch das Feilen der Säge erspart werden könne, das Rezept sei aber etwas kostbar, jedoch wolle er ihm dasselbe gegen ein Billiges mittheilen. Ihr müsset, sagte der Gerichtssäff, ein halb Maas Hontz, zwey Pfund frischen Butter und ein viertel Pfund Schwefel nehmen, dieses alles wohl untereinander mischen, und dann auf

ein Tischtuch streichen, die Säge darein wickeln und recht fest zu binden, hernach zwey Stund in einem stark geheizten Backofen liegen lassen. Voller Freude stieg der Chorrichter nach Hause und eröffnete das Geheimniß seiner treu verschwiegenen Ehehälste, welche den Kopf schüttelte und sagte: I glaub, du und der Gerichtssäff seist heilzame Narre. Aber Elsi, was seist' e doch, meinste dee n'e Ma daß zwey Pöste het, werd eim öpis dums säge! Nu nu, sagte die Frau, aber wenns dee chrum use chunt, su grämet dee nit, wed'er d'Pratig vo 1821 leset. Nun wurde der Ofen geheizt, und nach Vorschrift des wohlweisen Antkenschüttten-Fabrikanten verfahren. Nach Verlauf von zweyen Stunden wurde der Ofen geöffnet, aber o weh, alles war verbrennt, und der Gestank benahm dem Chorrichter fast alles Bewußtseyn. Nach Wiedererholung aus der Ohnmacht, lief der Chorrichter zum Sägenseiler, und erzählte demselben den ganzen Unfall, mit Verdachten: daß die Frau auf der Stelle einen Aufsatz für den Kalender habe verfertigen lassen. O poz tusig drat T... sagte der Gerichtssäff, i wet lieber zehe Dub lone gäh, und all Abe n'e Halbi minder treihe, weder i d'Pratig cho!

Wee du wotsch Hung und Anke friche,
Su nimm d'erzu ne's bizli Brod;
Bym siele ist das gut für d'Chyche,
U dee n'es Schöpli druf für d'Noth:
E gute Schuster blybt him Leist,
Und du lehr zerst, was'd no nit weist.

Der Wildschuß.

Die Geschichte ist vorlängst in Schwanen passirt, wo kein Bauer einen Hasen, geschweige denn einen Hirschen schiessen durste,

wenn er nicht geraden Weges ins Schallenwerk spazieren wollte. Es gab aber Leute, die sich vor dem Schallenwerk so wenig als vor der Hölle fürchten, und ich kenne mehrere dergleichen, vor denen ich allemal heimlich ein Kreuz mache. So geben sie hin, schiesen heimlich Hirsche und Hasen, lösen Geld draus, und heissen daher Wildschüzen. Werden sie ergrissen, Schallenwerk oder was schlimmeres ist ihr Lohn. Trifft sie ein Jäger, ein von der Obrigkeit, vom König bestellter Aufseher im Walde an — er darf sie niederschiessen. — Das letzte besonders stand dem Wildschüzen Bernhard nicht an. Er geht also ins Kloster R** und meldet sich bey einem ehrwürdigen Pater, der die Gabe besitzt, die Leute so fest zu machen, daß keine Kugel sie verletzt. Willig zahlt er eine Summe Geldes, die er aus der Veräußerung eines guten Theils seines Vermögens erlöst hatte. Hier lernt er nun wie man Kugeln giebt, die immer treffen, wo sie sollen, man mag sie hinschiessen, wohin man will: er lernt bannen und stellen, was läuft und fliegt: sieht das Pentaculum salomonis und andre solche Maritäten mehr; und geht so zufrieden vom Kloster weg, als hätte er einen Schatz gefunden. Glück zu lieber Berni! — Stolz wie ein welscher Hahn trahrt er nun nach Hause. Zeigt will ich's den Jägern zeigen! Mögen nun die Hallunken auf mich schiessen — ich bin fest wie Eisen und Stahl! Zuversichtlich auf seine Kunst bauend, tritt er unterwegens in ein Wirthshaus, zieht die Gelegenheit bey den Haaren herzu, von seiner Festmacherey zu schwazzen, und erzählt nun, daß die Bauern Maul und Nase aufsperrten. Er will sie überzeugen, daß er Wahrheit rede, giebt einem jungen Bauern seine Flinte und sprach: „Da Hans schies auf mich;

gleich hier wo das Herz liegt, du wirst sehen wie die Kugel abspringt. —“ Hans nimmt die Büchse, zielt, schiesst, und Bernhard fällt mausetodt zur Erde, zur grossen Verwunderung aller, die daben waren. Sagt mir doch: „Ist der Übergläube hier nicht offenbar ein Mörder gewesen?“

Wie man sich fest macht.

Aber sagt ihr: Es giebt doch Leute die sich fest machen können! — Ich für mein Theil glaub's nicht, absolut nicht. Aber daß es gescheide Leute giebt, die andere mit solchen Dingen hinters Licht führen, daß diese steif und fest daran glauben, das weiß ich schon. Zum Exempel: der einst so berühmte preußische Oberst Trenk, hatte immer das Haus voll geladener Flinten. Einmal zieht er heimlich aus allen das Schroot und die Kugeln sorgfältig heraus, und hängt die Flinten alle genau wieder an ihr Ort. So wie die Knechte heim kommen, giebt er ihnen die Flinten — läßt einen nach dem andern auf sich schiessen, und — sie lassen sich's nicht ausreden, ihr Herr könne sich fest machen. — Seht ihr? So kann ich's auch.

Das Storchenglück.

Auf dem Wohnhause des ehrbaren N. N. zu N. siedelten sich viele Jahre nacheinander zwey Storchen an, und der Bauer nebst seiner ganzen Familie glaubten zuverlässig daß ihr häusliches Glück von diesen Frühlingsverkundern abhinge. Zur größten Betrübniss bleiben aber diese Glücks-Vögel einige Jahre aussen, und die gute Haus-Mutter beschuldigte ihren Mann immer, daß er die Schuld

Witz für Narzik.

Ein alter General, der viel Pulfer gerochen, und manches liebe Mal ausgehalten hatte, wenns blau Bohnen regnete, ritt einmal mit einer Zahl Offizieren einer Schlacht entgegen. Krumm und gebückt saß der ehewürdige Greis zu Pferde. Einige unziige junge Herrchen in seinem Gefolge lachten über ihn, und spotteten so arg, daß ers endlich merkte und fragte: Na! meine Herren, was haben sie denn so kurzweiliges, daß sie so lachen? Unverschämt, antwortete einer: — weiter nichts! Aber Thro Spellenz sissen zu Pferde wie ein Mezger! Der General lächelte und sprach: Ich muß ja wohl einem Mezger gleichen, da ich eine Schaar junger Kälber zur Schlachtbank führe.

Die Lästerzunge.

„Ja! Der mag wohl so freundlich dich grüssen! der Heuchler! Man sollte Wunder glauben, wie gut ers mit dir meinte! Und doch — Aber ich will nichts gesagt haben. —“ So sprach die Schnädergritt am Brunnen zu ihrer Nachbarin, als der Schneider Frits vorbeiging. Nu! Was ist's denn, fragte Else! Ich will doch nicht hoffen, daß er etwas über mich zu klagen hat. — O gar nicht! meinte die Gritt; aber man weiß ja wie solche Leute sind, die in allerley Häuser kommen! Sie haben immer allerley zu erzählen, wie es hier und da zugehe. So ging das Gespräch noch eine Weile fort, und Else vernahm denn, daß der Schneider von seiner letzten Stöhr her, sie als eine geizige Frau überall angeschwärzt habe. Jetzt war Feuer im Dache. Die Frau klagte dem

irst an dem Ausbleiben der Storchen wäre.
ans Letzverflossenen Frühling erblickte der Bauer
ind des Morgens frühe zwey Storchen auf
os seiner Haussfest, und lief geschwinde dieses
en. frohe und glückbringende Ereigniß, nicht nur
ier seiner Familie, sondern seinen sämtlichen
Nachbarn zu hinterbringen, die dann auch,
die wie er, sich herzlich darüber freuten.
ere Dem Tochtermann ward sogleich der Befehl
n, ertheilt, bey dem Wagner ein neues Rad
as zur Ansiedlung dieser neu angekommenen
nste Gäste verfertigen zu lassen, mit Bedeuten:
en. das Rad doppelt zu bezahlen, wenn es vor
was Sonnen-Untergang fertig seyn würde, welches
is der Wagner versprach und auch Wort
an hielt. Sogleich wurde das Rad auf der
en, First befestigt und das Haus-Gesinde befehlt,
ten durch Sammlung von Fröschen für
erre die fremden Gäste zu sorgen. Voll froher
So Erwartung legte man sich zu Wette, und
N. Morgens früh stand der Bauer auf, erblickte
verb sogleich einen Storchen auf dem Rade und rief
bst sogleich: Storche da, Storche da! Einige
sig Nachbarn, die herzulaufen kamen, bemerkten
sogleich den Spass, und sagten zum
re Storche ist: und singen recht herzlich an
il- zu lachen. Der Bauer nahm sogleich eine
ld Leiter, stieg auf das Dach und sah gleich,
daß dieser Vogel von einer andern Art Fe-
der-Vieh, mit Nahmen Spassvögel, aus-
gebrütet worden, nahm denselben herunter
und zertrümmerte ihn unter beständigem Fluchen
in Stücken. Die Frau sagte zu ihm: g heu-
doch ds' Rad o' grad ahe, d'Storche chöme
doch nümme ume! — E nu, su chäst dee
da use ga schnädere.

Mann, und er soll gleich hinter den Schneller her! „Wer hat dir das gesagt?“ fragt der Mann. Erst will sie mit der Sprache nicht heraus. Der Mann aber hatte schon lange mit Unwille gemerkt, das jemand im Dorfe war, der alle Leut gegen einander aufheizte. Jetzt da der böse Geist des Unfriedens auch in seinem Hause zu spucken anstieg, war er fest entschlossen, dem verderblichen Unwesen ein Ende zu machen. Er dringt also in seine Frau, und findet endlich den Asmodi in der Schnädergritte. Jetzt gebietet er seiner Frau Stillschweigen bis am Sonntag, wo der Schneider gewöhnlich am Abend beym Bären sein Schoplein trinkt. Dort geht er hin, setzt sich ans Fenster, und wartet, bis Gritt vorben geht, die an dem Tag immer eine Schwester zu besuchen geht. Sie kommt, und der gescheide Mann lockt sie mit einem Glase Wein in die Gaststube, wo er sie hinter den Tisch setzt, daß sie nicht fliehen kann. Jetzt giebt er dem Schneider einen Wink, der kommt, und vor allen Leuten, fragt nun der Mann die Gritt, was denn der Schneider Fritz böses über seine Frau gesagt habe? — Das Lästermaul erschrickt, daß ihr das Glas aus der Hand fällt! Sie hustet — und — muß am Ende ihre Lüge bekennen. Allen gingen nun die Augen auf über so manchen alten Unfrieden! Gritt fand besser in Zukunft zu schweigen, und der Asmodi war glücklich gebannt.

Glaub doch der Lästerzunge nicht!
Denk immer: es wird viel gelogen;
Und wahr ist, was ein Sprüchwort spricht:
Wer leicht glaubt, der wird leicht betrogen.

Schreckliche Ermordung Sr. Kön. Hoh. des Herzog von Berry.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Der edle Prinz, dessen schreckliches Ende die Theilnahme von ganz Europa erweckt, verdient sie eben so sehr durch sein Leben, und es wird jetzt erst mancher schöner Zug desselben bekannt, der nicht weniger rührend ist, als die Geschichte seiner letzten Stunden. Schon in seinem 12ten Jahre, begab sich der Prinz beim Ausbruch der französischen Revolution mit seinem Vater nach Turin, wo er vereint mit seinem Bruder seine Studien fortsetzt. Im Julius 1792 machte er seinen ersten Feldzug in der Champagne unter den Befehlen seines Vaters, kehrte nach dem unglücklichen Ausgang desselben nach Turin zurück, und begab sich zur Armee des Prinzen von Conde', wo Se. Königl. Hoh. ein Corps von Adelichen anführte. Im Lager auferzogen, nahm er jenes offene freye Betragen an, das mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit im Einklang war, und die trefflichen Eigenschaften seines Herzens erhob. Von den Truppen geliebt, hieß er nichts desto weniger auf strenge Kriegszucht. Einst machte er einem ausgezeichneten Offizier allzulebhafte Vorwürfe. Sogleich fühlte der junge Prinz den begangenen Fehler, nahm jenen Offizier bey Seite und sagte ihm: „Es war nicht meine Absicht, einen Mann von Ehre zu beleidigen; hier bin ich nicht Prinz, bin nur Offizier und Edelmann wie Sie, und bereit Ihnen jede Genugthuung zu geben, die Sie verlangen können.“ Genauer Beobachter aller Gesetze der Ehre, verlangte der Prinz, daß seine Offiziers nie in ihren Cantonirungsplätzen Schulden zurücklassen, und kam ihnen oft mit seiner eigenen Börse zu Hilfe, um diesen Zweck zu erreichen. Im Jahr 1801 begab sich S. f. H. zu seinem Vater nach England. Im Jahr 1805 rückte Gustav Adolph, König von Schweden, um Europa von der Intranten Bonapartes zu befreien, mit seinem Heere gegen Hannover vor. Nedlich wünschte er die Wiederherstellung der Bourbons, und bot dem Herzog v. Berry ein Commando in seiner Armee an.

Go-

Schreckliche Ermordung Sr. kön. Hoheit des Herzogs von Berry. I



Sogleich eilte der Prinz mit seinem Vater in das Generalquartier dieses Monarchen; aber die Einnahme jenes Landes durch Napoleons Heere, vereitelte diesen Schritt. Da das feste Land dem königlichen Hause der Bourbons keinen sicheren Aufenthalt mehr anbot, hielt sich der Herzog von Berry. Ihr seyd das erste französische Regiment, das ich antrete, ich schaue mich glücklich, in Euerer Mitte zu seyn. Ich komme im Namen des Königs, meines Oheims, Ludwig XVIII., in seiner ländlichen Wohnung zu Hartwell. Im Jahr 1813 bereiteten mehrere unklare oder treulose Unterhändler die eifrigsten Anhänger des Königs, eine Landung des Herzogs von Berry auf den Küsten der Normandie wäre wichtige Folgen haben, 40.000 Franzosen seyen dort bereit, die Bourbons zu unterstützen. Schon war das Schiff bestellt, auf welchem der Prinz absegeln sollte, als er durch vorsichtige Freunde, die voraus gesandt worden, überzeugt wurde, jene Nachricht sei nur ein Fallstrick gewesen um ihn nach Frankreich zu locken, wo ihm das Boot des Herzogs von Enghien bereit war. Indes aber bahnte die Vorstellung der rechtmäßigen königlichen Familie die Rückkehr auf den Thron ihrer Väter, und der Prinz landete einige Monate später in Cherburg. Als er den Fuß auf französischen Boden setzte, rief er mit Bonnettränen aus: „Theures Frankreich! wie glücklich sind wir, dich wieder zu seben, wir bringen nun gänzliche Vergessenheit des Vergangenen, Frieden und den Wunsch für das Glück aller Franzosen mit!“ Seine alten Krieggefährten erkannte er alle wieder; auf den ununterbrochenen Zuruf des zahllosen Volkes konnte er vor Rührung nicht anders antworten, als mit dem Gegenreuf: „Hoch leben die guten Normänner!“ Er hielt Musterung über die Nationalgarde, spazierte ohne Begleitung unter dem freudetrunkenen Volke umher, das sich zu ihm drängte, und sagte oft mit innigem Gefühl: „Man ist doch nirgends glücklich, als unter den Seinen.“ Da der Prinz vernahm, dass in der Nähe von Bayeux sich ein Regiment befinde, welches noch durch Anhänger Napoleons irre geleitet werde, beschloss er ungeacht aller ihm gemachten Vorstellungen, dasselbe für die gute Sache zu gewinnen. Er ließ den Oberst jenes Regiments um seine Pferde zur Fortsetzung der Reise bitten, da seine eignen ermüdet seyen. Der Oberst kam dem Prinzen entge-

gen, und dieser empfing ihn mit solcher Güte und Freymüthigkeit, dass der Oberst sich sogleich erbot, ihn zu seinen Truppen zu führen. „Brave Soldaten! so redete der Prinz sie an, ich bin der Herzog von Berry. Ihr seyd das erste französische Regiment, das ich antrete, ich schaue mich glücklich, in Euerer Mitte zu seyn. Ich komme im Namen des Königs, meines Oheims, Euch in Eid aufzunehmen. Laßt uns denselben vereint ablegen, und ruft mit mir: „Es lebe der König!“ Begeistert entsprechen die Soldaten dieser Aufforderung; nur eine Stimme bringt noch dem Kaiser ein Lebendich? Das hat nichts zu sagen, fuhr der Prinz fort, es ist der Überrest einer alten Gewohnheit; Soldaten! wiederholst noch einmal: „Es lebe der König!“ Fest war der Ausruf einstimmig; das Regiment stiecke die weiße Coarde auf; die Offiziers umringten den Herzog, und batn ihn um die Gnade, dass das Regiment seinen Namen tragen dürfe. „Ich werde, erwiederte der Prinz, Eure Bitte Sr. Maj. vortragen, und solls darauf seyn, der Besitzer eines seiner Ehre und seinem Könige so treuen Regiments zu werden.“ Sobald der Prinz in Caen ankam, ließ er einige unglückliche Familien, welche wegen einer angeblich aus der Theuerung der Lebensmittel entstandenen Verschwörung im Kerker schmachteten, in Freiheit sezen. Als er Abends im Theater erschien, und der Vorhang aufging, waren alle Gerechten mit Gattinnen und Kindern auf dem Theater versammelt, lagen auf ihren Knien, und segneten weinend ihren erlauchten Wohlthäter, der durch diesen überraschenden Auftritt ebenfalls gerührt war. Am 21ten April 1814 hielt der Prinz in der Uniform der Nationalgarde seinen Einzug in Paris; in seiner Antwort auf die Glückwünsche der Municipalität, sagte Se. k. H. unter andern: „Wir kommen um Frankreich Glück und Friede zu bringen, dies wird unsere beständige Beschäftigung seyn, bis zum letzten Atemzug unsers Lebens. Im Herzen haben wir nie aufgehört Franzosen zu seyn, und jene edelmüthigen Gefinnungen in uns zu erhalten, die das ausschliessende Kennzeichen unserer braven und edeln Nation sind. „Es leben die Franzosen!“ Seine erste Beschäftigung war nun die Herzen der Truppen zu

gewinnen; unablässig besuchte er die Casernen und Militairanstalten, und hielt Musterung über die Truppen. Eben so vielen Eiser bezeugte Se. k. H. die Fortschritte der schönen Künste, und der National-Industrie zu beobachten, und die Fabrikanten und Künstler durch ihmreichsame Neuerungen und angemessene Belohnungen zu ermuntern. Sein einnehmendes Betragen und manches kräftige herzliche Wort aus seinem Munde schien allgemeinen Eindruck zu machen.

Der König ernannte den Herzog von Berry zum General-Oberst der Jäger zu Pferd und Lanciers, und das Dragonerregiment der Kaiserin erhielt seinen Namen. Im August 1814 bereiste der Prinz die nördlichen Departemente, und wurde aller Orten mit Jubel empfangen. Am 2ten kam er in Calais an, und fuhr nach England hinüber, hielt sich aber nur kurze Zeit in London auf, denn am 18ten war er schon wieder in Paris. Den 21ten Herbstmonat machte Se. k. H. eine Reise in die östlichen Departemente, und besuchte Mez, Straßburg, Landau, Hünningen, Belfort, u. s. w.; hielt überall Musterung über die Truppen, und traf nach sechs Wochen wieder in Paris ein. Indem hier der Prinz die verschiedenen öffentlichen züchtigen und besonders Militair-Anstalten untersuchte, machte es ihm grosses Vergnügen, eine kleine Kanone wieder zu finden, die im Jahr 1792 in Turin zu seinem Unterricht verfertigt worden war. Im Frühjahr 1815 bereitete sich Se. k. H. eben auf eine Reise nach den westlichen Departementen vor, um auch dort die Künste zu ermuntern und das Herz der Soldaten zu gewinnen, als die Rückkehr des Thronräubers alles unterbrach, was der König und seine Familie zu Frankreichs Wohl unternommen hatten. Die Anhänger Napoleons, welche den Einfluss fürchteten, den der gefühlvolle und tapfere Prinz auf die Truppen hatte, verwickelten ihn und seinen erlauchten Bruder in ein Gewerbe schenflicher Verlärmdungen, und so gelang es ihnen das Militair zum ersten Werkzeug ihres Berraths zu machen. Bey der ersten Nachricht von Napoleons Landung, wurde Se. k. H. von dem König bestimmt, das Commando der in Burgund und der Freygrafschaft versammelten Truppen zu übernehmen, schlaue Treulosigkeit aber benutzte den Vorwand; die Gegenwart des Prinzen sey in der Hauptstadt notwendiger, um den Marschall Ney jenes wichtige Commando in die Hände zu spielen, der bald mit allen Truppen zu Napoleon übergieng, und ihm den Weg nach Paris bahnte. Hier wurde indessen das Militair so bearbeitet, dass Se. k. H. bey seinem Besuch in der Militairschule und in den Casernen sehr kalt empfangen wurde. Am 11ten Merz über gab ihm der König das Commando aller in und um Paris liegenden Truppen; da aber der gröste Theil derselben, mit ruhmvoller Ausnahme der Schweizer, zu Napoleon übergieng, sah sich der König und seine Familie gezwungen, in der Nacht vom 19ten auf den 20ten Merz die Hauptstadt zu verlassen. Der Prinz stellte sich an die Spitze der königlichen Hastruppen. Sie marschierten die ganze Nacht und einen Theil des 20ten, und schlügen die Straße nach Abbeville ein, wo sie die Ankunft des Königs in Ville vernahmen. Ein Güratier-Offizier, den der Prinz auf dem Marsch antraf, hatte die Freiheit, in seiner Gegenwart das Aufzugschrey zu erheben. Erbittert wollten die Offiziers aus dem Gefolge Se. k. H. den Niederrächtigen züchten; der Prinz hinderte es, und rettete seines Feindes Leben. Mit 4000 Braven und Generen zog er in Béthune ein, hier fand er 300 Mann, die sich für Napoleon erklärt hatten, und als sie sich von den Truppen des Prinzen umringt sahen, wie Rasende schrien: „Es lebe Napoleon!“ Ein Wink des Prinzen, und die Treulosen waren nicht mehr. Wie kann aber ein Bourbon sich an Franzosen rächen? Der Prinz redete sie vergebens mit freundlichen Worten an; endlich sagte er: „Ihr sebt, dass wir Euch alle vernichten könnten, ich will aber nicht: leben! um Zeugen zu seyn, wie Bourbons gegen Franzosen handeln.“ Da stieg ein Soldat an zu rufen: „es leben der Kaiser und der Herzog von Berry!“ und alle wiederholten diesen Ausruf der Unzru und der Dankbarkeit. Den 22ten Merz traf der Prinz bey dem König in Gent ein, und nahm seine Wohnung in Alost, wo die königlichen Hastruppen, die ihm aus Frankreich hatten folgen können, kantonirt waren, deren Bildung nun seine einzige Beschäftigung

var. Mit Bewunderung sah man, wie er durch sein lebhaftes, kräftiges Commando und seinen Scharfschliff sich den berühmtesten Tactikern Frankreichs an die Seite stellte. In den Ruhestunden, wo das Lager oft der Schauspiel jugendlicher Spiele war, nahm der freundliche Prinz Theil an denselben, und belebte die frohe fröhliche Jugend durch sein Beispiel. Bei der Schlacht von Waterloo schien die leichte Cavallerie von Napoleons linkem Flügel einen Angriff auf Alost vorzuhaben; der Prinz nahm aber eine Stellung auf den Anhöhen von Gysegem und bedeckte dadurch das königliche Generalquartier. Hier vernahmen die Prinzen den ruhmreichen Sieg, der sie wieder nach Frankreich zurückführte. Am 21ten Juny traten die königlichen Truppen, in deren Mitte Se. Maj. in Frankreich einzischen wollte, unter den Befehlen des Herzogs von Berry den Rückmarsch an; erreichten den französischen Boden und bezogen dann bei Chateau Cambresis Beobachtungen, die der Prinz fleißig besuchte, und sie in der schönsten Ordnung erhielt. Bald aber rückten diese Truppen nach St. Denis vor. Als der Prinz sich am 2ten Julius an ihre Spitze stellte, um das Begleit des Königs bei seinem Einzug in Paris zu bilden, bezeugte er in den rührendsten Ausdrücken den Offiziers und Soldaten des königlichen Hauses seine hohe Zufriedenheit über ihre Unabhängigkeit und ihr ganzes Vertragen; und fügte im Namen Sr. Maj., deren bestimmter Wille war, den freien Ausdruck des allgemeinen Wunsches der Pariser, ohne irgend eine Art von Aufforderung zu vernehmen, seinen Ausserungen folgenden Befehl bey: „Es bleibt Ihnen, meine Herren! noch eine Pflicht zu erfüllen übrig, die bey diesem denkwürdigen Anlaß von hoher Wichtigkeit ist, und die Se. Maj. selbst von Ihnen fordert. Sie werden beim Einzug das tiefste Stillschweigen beobachten, auch wenn das ersterbende Aufruhr geschrey, oder irgend ein Überrest von Aufruhrzeichen ihren Unwillen reizen sollte.“ Man weiß mit welcher Genauigkeit dieser Befehl erfüllt wurde. Von diesem Zeitpunkt an legte der Prinz sein Commando nieder, und lebte in grosser Zurückgezogenheit. Im August 1815 wurde Se. k. h.

von dem König zum Präsident des Wahlkollegiums im Nord-Departement ernannt, und begab sich in dieser Eigenschaft nach Lille, dem Hauptorte desselben. In dieser, durch ihre Unabhängigkeit an den König, auch während den hundert Tagen ausgezeichneten Stadt, wurde der Prinz mit der lebhaftesten Freude empfangen, und antwortete dem Präfekten auf seine Aurode: „Der König und das Vaterland sind unzertrennlich; und die Liebe vereint ihn durch eine unauflösbare Kette mit seinen Völkern; wer könnte diese Kette zerbrechen, deren stärkster Ring das Nord-Departement und die treue Stadt Lille ist? Der Auftrag in den Wahlkollegien dieses Departemens den Vorsitz zu führen, ist die höchste Kunst, die der König mir beweisen konnte.“ Als der Prinz Lille verließ, nahm er von den Einwohnern, die in Beweis von Liebe und Unabhängigkeit gegen ihn wetteiferten, mit den Worten seines Ahnherren des guten Heinrichs IV. Abschied: „Von nun an eins auf Leben und Tod!“ Die wichtigste Begebenheit in dem kurzen Leben dieses liebenswürdigen Prinzen war unstreitig seine Vermählung mit der Prinzessin Marie Caroline, ältesten Tochter der Kronprinzessin von Neapel, geboren den 2ten November 1798. Diese längst von allen wohlgesinnten Franzosen ersehnte Verbindung wurde den 28ten Merz 1816 den gesetzgebenden Kammern angekündigt. Die Minister trugen zugleich darauf an, Sr. königl. Hoheit ein Einkommen von einer Million festzulegen. Da aber die Deputirtenkammer dasselbe aus eigenem Antrieb noch um eine halbe Million höher setzte, erklärte der Prinz, er bestimme diesen Überfluss zur Unterstützung derjenigen Departemente, welche am meisten durch den Krieg gelitten hätten. Mit allgemeiner Freude wurde die junge Prinzessin bey ihrer Landung in Marseille am 11ten May empfangen; ihre Reise durch Frankreich schien ein ununterbrochener Triumphzug. Den 15 Brachmonat wurde sie von der königlichen Familie in Fontainebleau bewillkommen, und den 17ten hatte die feierliche Vermählung statt, bei welcher der König die beiden Verlobten selbst zum Altar führte, und den Segen des Himmels über ihren Ehebund ansiehte.

Die innigste Liebe vereinte das erlauchte Ehepaar, sie fanden in ihrer Verbindung jedes Lebensglück. Ach! daß es so kurz war, und so schrecklich enden mußte!

Grosses Unglück zu Gossau.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

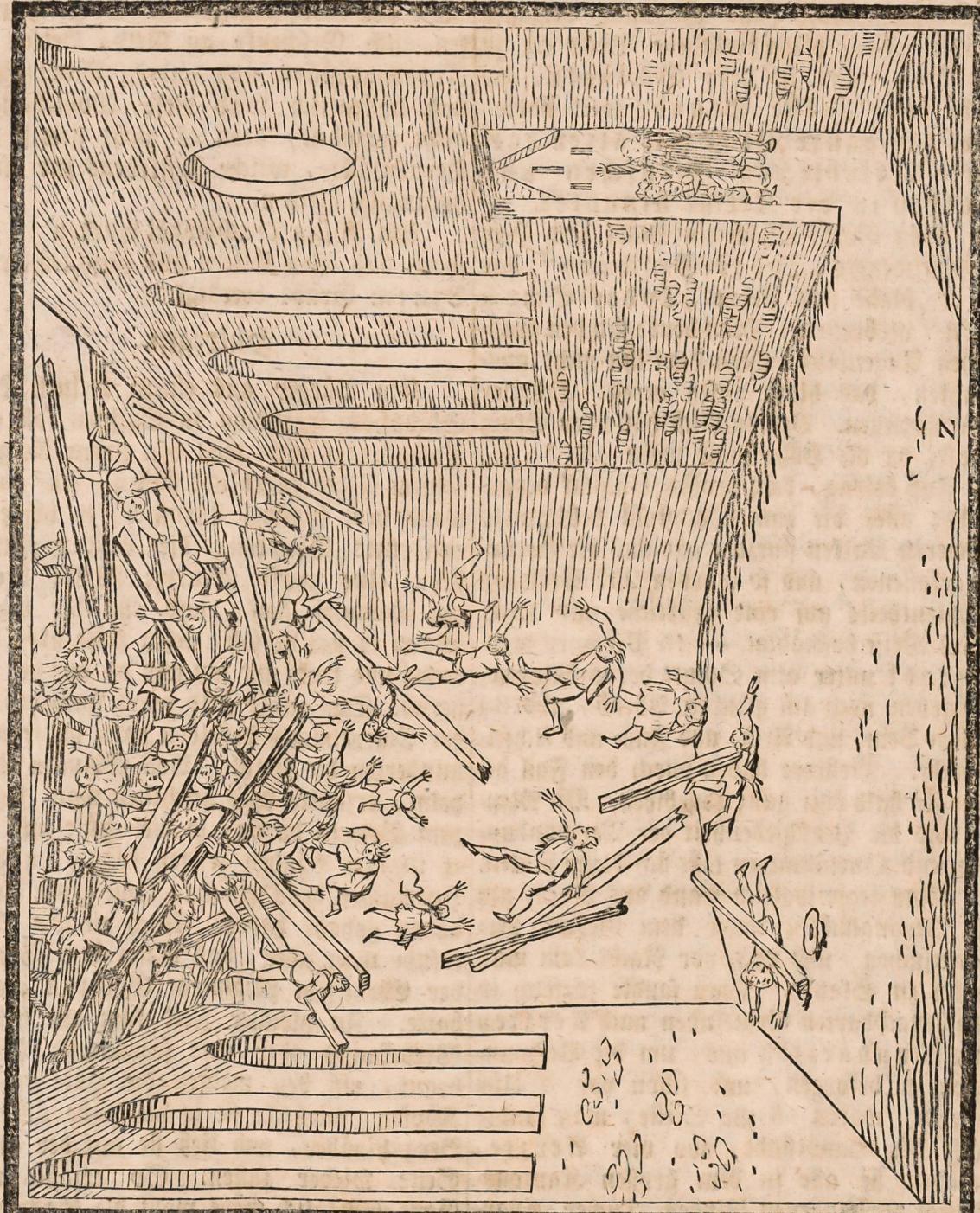
Das unerhörte Unglück ereignete sich am Donstag den 22sten Brachmonat 1820. am 10.000 Ritter-Tag.

Die Gemeinde Gossau, 4 Stunden von der Stadt Zürich entfernt, gehört allerdings zu den Volkreichen, aber nicht zu den Geldreichen des Kantons Zürich. Als daher, durch Nothwendigkeit gedrungen, der Bau einer neuen Kirche beschlossen wurde, machten es sich die Vorsteher zur ersten Pflicht, bey demselben die grösste mögliche Sparsamkeit zu beobachten, ohne jedoch dadurch der Dauerhaftigkeit des Gebäudes zu schaden. Es ward eine Bau-Commission gewählt, um das Unternehmen zu leiten. Diese, dem Grundsatz der Sparsamkeit huldigend, übernahm selbst die unmittelbare Aufsicht und Leitung des Baus und schloß wegen der Maurer- und Zimmer-Arbeit einzelne Akkorde.

In der Woche vom 11. auf den 18. Brachmonat wurden die Mauern der Kirche so weit vollendet, daß man den Anfang zu Legung des Dachstuhls machen konnte. Montags den 19. legte man die Mauerfedern, dann die Querbalen, welche die Decke tragen sollten und 66 bis 67 Schuh lang waren, über diese legte man in Eile einen Boden, und auf diesen brachte man alle Balken, welche den Dachstuhl bilden sollten. Die Decke der Kirche sollte nicht unterstützt, sondern an den Dachstuhl angehängt werden, deswegen war je der dritte Querbalke in der Mitte durchbohrt, um mit einer eisernen

Schraube an den Dachstuhl befestigt zu werden. Donnerstags den 22. war man mit dieser Arbeit so weit vorgerückt, daß man Nachmittags mit Aufrichtung des Dachstuhls den Anfang machen wollte. Da es nun auch in dieser Landesgegend gebräuchlich ist, daß bey Aufstellung des ersten Schildes des Dachstuhls, der Baumeister einen Spruch thut, so übernahm diesen Spruch, auf Ansuchen der Bau-Commission, der würdige Herr Pfarrer. Auch sollten zu noch grösserer Feierlichkeit von der Gesangschule einige passende Lieder abgesungen werden. Es war daher die Absicht, daß der Herr Pfarrer und die Gesangschule allein auf der Kirche stehen, das Volk aber in dem Kirchhof zuhören sollte. Die Feierlichkeit sollte mit 3 Uhr beginnen; allein gleich Nachmittags versammelten sich schon viele Leute auf dem Kirchhof, und stiegen aus Neugierde auf die Kirche hinauf; ihre Anzahl nahm beynah mit jedem Augenblick zu, so daß die Maurer und Zimmerleute, welche wußten, daß der gar nicht unterstützte Boden schon durch die darauf liegenden Balken sehr beschwert seye, ängstlich wurden. Einige anwesende Vorsteher machten nun wirklich Anstalten, die Leute zu bewegen, sich zurück in den Kirchhof hinunter zu begeben, und das Andringen der Neugierigen zu verhindern, weil man die Ankunft des Herrn Pfarrers und der Gesangschule erwartete. Allein die angewandten Mittel waren unglücklicher Weise nicht hinreichend; im Gentheil soll ein zahlreicher Trupp mit den Worten: „Sie müssen an den Bau so gut bezahlen als die andern;“ die Menschenmasse noch vermehrt haben, so daß am Ende gegen 700 Personen auf dem nicht unterstützten Boden standen. Just in dem Moment, wo der Herr Pfarrer im Begleit-

Die Kirche zu Gofan im Canton Zürich.



der Gesangschule seine Wohnung verlassen wollte, fieng die überladene Decke an zu brechen, und in drey Schlägen, die man eine halbe Stunde weit hörte, fiel die ganze Decke mit allen darauf befindlichen Menschen und Balken in die Kirche hinunter. —

O, mein Gott! Welch ein Mark und Bein zerschneidendes „Todes-Geschrey“, das in der Nähe und Ferne „Todes-Schreie“ verbreitete! Man denke sich den gräßlichen Augenblick! Man darf ihn nicht ausmahlen, das blosse Lesen erregt Schauer und Entsehen. Vermuthlich hätte der Sturz selbst, da die Höhe nicht mehr als 35 bis 40 Fuß betrug, kein grosses Unglück verursacht; aber die zum Dachstuhl bestimmten schweren Balken stürzten alle auf die Heruntergefallenen, und so wurden 297 Personen größtentheils auf eine gräßliche und unerhörte Weise beschädigt. — 16 Personen wurden tot unter dem Schutt hervorgezogen, 3 starben noch am gleichen Abend, und 84 haben Bein- und Arm- und Fuss- und Achsel-Brüche. Mehrere haben durch den Fall die Zungen halb oder ganz abgebissen. Die Menge und die Verschiedenheit der Verwundungen und Quetschungen lässt sich kaum zählen.

Man legte sogleich Hand ans Werk, um die Verunglückten unter dem Gebalk herzusuchen, und noch vor Nacht kam man damit zu Stande. Man sandte sogleich in alle benachbarten Gemeinden nach Aerzten und Wundärzten aus, um die Verwundeten zu besorgen, und schon vor 8 Uhr Abends, waren 18 zur Stelle, man sandte nach der Hauptstadt, wo vier Aerzte, nachdem sie alle in dem grossen Kantons-Spital vorhandenen Binden, Tücher, Charien, mit sich genommen, hineilten — und so ward durch menschenliebende Thätigkeit

der ersten Noth abgeholfen. Sogleich erfolgten auch Geschenke an Geld, Betten und Kleidungsstücke und andern Bedürfnissen, und hoffentlich wird diese Wohlthätigkeit nicht ermüden, denn es gibt gewiss viele Verunglückte, welche Zettlebens zur Arbeit untauglich bleiben.

Am 25sten Brachmonat wurden 19 Personen von allen Altern und Geschlechtern in Einem Grabe beerdigt.

Hutregen.

Ein Bürger aus einem kleinen Land-Städtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Lust verfinsterte sich; eine grosse schwarze Wolke breitete am Himmel aus, und ehe der ehrliche Mann es sich versah, fielen Hütte über Hütte rechts und links und um und an aus der Lust herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen hunderten die Wahl. Voll Staunen ließ er heim, erzählte was geschehen war, brachte zum Beweis davon, so viel Hütte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine grosse Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerziert hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hütte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

E, das het doch Ley Gattig.

Ein Handelsmann, der eine Anforderung an einen Krämer im Canton Z. zu machen hatte, und wegen dieser Anforderung sehr besorgt war, dieselbe zu verlieren; berathschlagte sich deswegen mit einem seiner Freunde, der ihm den Rath gab: sich in dieser schwierigen Sache, an den erfahrenen, klugen, und in Redlichkeit und Treue erprobten Vice-Weibel E. zu wenden. Der Kaufmann ließ sich den Rath gefallen, gieng zu dem Weibel, gab demselben Conto nebst Procur, und der Weibel trat die Reise auf Z. zu dem Krämer unverzüglich an, war so glücklich die Anforderung sogleich in klingender Münze behändigen zu können. Bey seiner Zurückkunft wurde er von dem Kaufmann zu einem Schmaus in das Wirthshaus eingeladen, bey dem sich auch einige Freunde des letztern einfanden, die alle sehr wohl wußten, daß der Vice-Weibel ein sonderbares Vergnügen hatte, Abentheuer zu erzählen, die er einmal erstanden hatte.

Bey dem Abendessen fieng der Weibel an und sagte: Es schaudert mich doch erschrecklich, wenn ich daran denke, was ich auf meiner Rückreise für Angst ausgestanden habe, und fieng nun an wie folget: Unweit Z. kam ich in der Mittagsstunde in einen Wald, plötzlich wurde es um mich ganz finster, und ich sah etliche lange Messer gegen mich ausgestreckt, aber keine Hände; eine Stimme rufte mir zu: Gib dein Geld, oder du muß sterben! Ich sagte entschlossen, daß ich keins hätte, und bekam zur Antwort: Wir wissen, daß du hast, gib her! Ich schlug sogleich mit meinem Stock drein, es wurde wieder ganz helle, und ich sah zwey Männer tod am Boden liegen. Gleich gieng ich fort, kam in ein Wirthshaus,

forderte einen Schoppen Wein, und sogleich trat eine Weibsperson zu mir, wollte von meinem Wein trinken, und als ich es nicht zulassen wollte, so traten gleich zehn andere zur Thür hinein, immer eine schöner als die andere, und wollten mich zwingen, ihren Wein zu bezahlen, darüber wurde ich böse, packte alle zusammen und schmiss sie auf einen Haufen, der sich plötzlich in Asche verwandelte. Ich bezahlte dem Wirth 6 Kreuzer gieng fort und kam in einen Wald, plötzlich stand ein Mann vor mir in grüner Uniform mit einem Turban und schwarz und grüner Cokarde, forderte mein Geld, meinen Namen und Heymath, ich weigerte mich standhaft, er rufte seinem Knecht, welcher sogleich kam und ein Buch unter dem Arm hatte, worein mich alsbald der Türk zwingen wollte, meinen Namen einzuschreiben. Ich ersann sogleich eine List, nahm die Feder und schrieb: Ambrosius Augustus von Eselskopf, Baron von Stierenhausen, worauf der Mann mit seinem Knecht so erschrack, daß beyde todthlaß zur Erde stießen. Ellends gieng ich nun weiter, kam bald wieder in einen Wald, aber o Himmel, wie erschrack ich als ich mich plötzlich von mehr als hundert Räubern umringt sah, die alle kohl Schwarz waren und Kappen auf dem Kopf hatten, unter denen Hörner von verschiedener Gestalt hervorragten: ich besann mich nicht lange, griff in Sack und langte meines Vaters Wünschelruthe, die ich mitgenommen hatte, hervor, drehte dieselbe 9 mal herum, und husch, so waren die hundert Räuber alle in Dornbüschel verwandelt. Hier fieng nun die ganze Gesellschaft so zu lachen an, daß sie fast alle außer Atem kamen. Endlich wurde unser Herr Baron von Eselskopf mit einem tüchtigen Rausch nach Hause geschickt, und die Ge-

sellshaft beschloß, sogleich einen Expressen an den Verleger des Hink. Botten zu senden, mit Bitte: Diesen aus guten Gründen ausser Dienst gesetzten Träumer in der ihm gebührenden Rittertracht, mit vier Schuh langen Ohren und hölzernen Gollatschwert, dem Kalender 1821 einzubevleiben.

O Hans o Hans, wie chanst'e Lüge,
O schämdi doch dyr Lebelang!
Es fehlt d'er schier nüt meh als d's Flüge,
U dee d'e Chräye thres G sang.
Du chäst leis Pferdli meh asspannen,
Warum? Du hest leis Wägeli meh;
Du seyst, du chönt Geister hann'e,
U hest dyr Lebti keine g'seh.

Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus, und läßt seinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer, und sagt: Das ist nicht recht, Vater, das ihr reitet, und läßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab, und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann, und sagt: Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest, und läßtest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da sassen beyde auf, und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann, und sagt: Was ist das für ein Unverstand: zwey Kerle auf einem schwachen Thiere; sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beyde hinabjagen? Da siegen beyde ab, und giengen selb dritt zu Fuß rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann, und sagt: Ihr seyd drey kürlose Gesellen. Iss nicht genug, wenn zwey zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die

vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumfahl durch, der an der Strasse stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Das verbesserte Compliment.

Du armer Meißer Stelzfuß, nun wunder ich nicht mehr wenn du schon so oft mit Magenweh und Bauchgrimmen befallen wirst, und dein kleines Taglobnchen für Rhabarber, Cremor Tartari ausgeben muß. Also, aufgepaßt! Ein kleiner Knabe von seiner Mutter begleitet, wollte seinem Herrn Götti in T. einen Besuch abstatthen: heym Eintritt in das Zimmer, sagte der Knabe: Gott grüß ech Herr Götti!

Gott grüß di du Holzschlägel, erwiederte der Herr Seckelmeißer in verbissenem Zorn. Die Mutter bemerkte gleich die Ursache dieses sonderbaren und seltsamen Gegengrußes, und strafte den Kleinen mit den Worten: Chanst d'e nit sage, Gott grüß ech Herr Seckelmeißer! Schamroth und begierig, den Fehler zu verbessern; begrüßt das Kind zum zweytenmal mit zagennder Stimme, und zwar wie es die Mutter vorgesprochen hatt: nun ergriff der Herr Seckelmeißer ganz huldreich die Hand des Kleinen, und sagte: Gott grüß di mi liebe Jakob!

Ach, gute Tag mi liebe Götti,
I cha nit grüsse wie m'e sott,
Ach, sht so gut und zürnet nüt!
Dir g'seht ja wohl, i bi no chlin'e,
Möcht lieber lache weder grin'e,
Das d'Pratig lese, allt Lüth: